

**Auch an der Universität –
Über den Beginn von Entrechtung
und Vertreibung vor 80 Jahren**

Hamburger Universitätsreden

Neue Folge 19

Herausgeber:

Der Präsident der Universität Hamburg

Auch an der Universität – Über den Beginn von Entrechtung und Vertreibung vor 80 Jahren

Reden der Zentralen Gedenkveranstaltung
der Universität Hamburg
im Rahmen der Reihe „Hamburg erinnert sich 2013“
am 8. April 2013

Herausgegeben von Rainer Nicolaysen

Hamburg University Press
Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky

INHALT

- 7 VORWORT
- 11 BEGRÜSSUNG
des Vizepräsidenten der Universität Hamburg
Holger Fischer
- 21 GRUSSWORT
der Senatorin für Wissenschaft und Forschung
Dorothee Stapelfeldt
- 27 VORTRAG
Rainer Nicolaysen:
Das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“
vom 7. April 1933 und seine Umsetzung an der Hamburger
Universität
- 53 VORTRAG
Doerte Bischoff:
Die jüdische Emigration und der Beginn einer
(trans-)nationalen Exilforschung: Walter A. Berendsohn
- 79 REDNERINNEN UND REDNER
- 81 GESAMTVERZEICHNIS DER
HAMBURGER UNIVERSITÄTSREDEN
- 88 IMPRESSUM

VORWORT

Im Jahre 2013 jährten sich die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 zum 80., die Reichspogromnacht vom 9. November 1938 zum 75. und die als „Operation Gomorrha“ bekannten Luftangriffe alliierter Verbände auf Hamburg im Sommer 1943 zum 70. Mal. Unter dem Leitgedanken „Hamburg erinnert sich 2013“ fand das gesamte Jahr über eine Vielzahl von Gedenkveranstaltungen statt: eine intensive Beschäftigung mit der Geschichte unserer Stadt in der NS-Zeit in Form von Vorträgen, Ausstellungen, szenischen Lesungen, Musikabenden und Buchpräsentationen. Ausrichter waren neben Senat und Bürgerschaft zahlreiche staatliche und auch nichtstaatliche Institutionen.

Die Universität Hamburg war durch mehrere ihrer Einrichtungen am Veranstaltungsprogramm im Gedenkjahr beteiligt. Für ihre zentrale Veranstaltung wählte sie als Bezugsdatum den 7. April 1933, jenen Tag, an dem das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ in Kraft trat – die Grundlage für die Entlassungen von „nicht arischen“ und politisch unerwünschten Hochschullehrerinnen und -lehrern in Deutschland. Auch für die Hamburger Universität markiert dieses Datum eine irreversible Zäsur. Achtzig Jahre und einen Tag später, am 8. April 2013, wurde unter dem Titel „Auch an der Universität“ der Entrechtung und Vertreibung von Hamburger Universitätsangehörigen gedacht, und das an einem Ort, der selbst die Geschichte der Hamburger Universität im „Dritten Reich“ wie auch den heutigen Umgang mit dieser Geschichte widerspiegelt: im Agathe-Lasch-Hörsaal im Hauptgebäude, benannt nach der ersten Professorin unserer Universität und ersten Germanistik-Professorin in Deutschland. Im Jahre 1934 wurde Agathe Lasch als Jü-

din entlassen, 1942 deportiert und ermordet. Seit 1999 trägt der große Hörsaal unter der markanten Kuppel ihren Namen.

Dieser Band Hamburger Universitätsreden versammelt die vier am 8. April 2013 gehaltenen Reden. Der Begrüßung durch Universitäts-Vizepräsident Holger Fischer, der in den 1980er Jahren selbst an der Aufarbeitung der Hamburger Universitätsgeschichte im „Dritten Reich“ beteiligt war, folgt das Grußwort der Senatorin für Wissenschaft und Forschung sowie Zweiten Bürgermeisterin Dorothee Stapelfeldt, selbst Absolventin der Universität Hamburg, die seitens des Senats das Gedenkjahr 2013 federführend mitgestaltet hat. Die beiden Fachvorträge im Anschluss repräsentieren zugleich die Arbeit zweier besonderer Einrichtungen der Universität: Rainer Nicolaysen, Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte, erläutert das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ und analysiert dessen Folgen für die deutschen Hochschulen, insbesondere für die Hamburger Universität; Doerte Bischoff, Leiterin der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur, widmet sich dem Namensgeber ihrer Institution, indem sie dessen Begründung einer (trans-)nationalen Exilforschung würdigt. Zugleich erinnert sie daran, dass die Universität Hamburg im Falle Berendsohns die Verantwortung für eine zweifache Vertreibung zu tragen hat: Im Jahre 1933 wurde der Germanist als Jude und Sozialdemokrat von der Universität vertrieben; nach 1945 verhinderte die Philosophische Fakultät konsequent die Rückkehr des nach Stockholm geflüchteten Exilanten an seine frühere Wirkungsstätte.

Die Gedenkveranstaltung vom 8. April 2013 und ihre Dokumentation verstehen sich als Teil einer seit dreißig Jahren intensiv betriebenen Beschäftigung der Universität Hamburg mit ihrer Geschichte im „Dritten Reich“ – eine Auseinandersetzung, die

es über Generationenwechsel hinweg fortzuführen und immer wieder neu zu beleben gilt.

Hamburg, im Januar 2014

Rainer Nicolaysen

BEGRÜSSUNG DES VIZEPRÄSIDENTEN DER UNIVERSITÄT HAMBURG

HOLGER FISCHER

Sehr geehrte Frau Senatorin, liebe Frau Stapelfeldt,
sehr geehrte Frau Prof. Bischoff,
lieber Herr Prof. Nicolaysen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

„Eurer Magnifizienz teile ich ergebenst mit, dass ich auf Ersuchen der Hochschulbehörde meine Vorlesungen und Übungen für das Sommersemester abgesagt habe. Begründet wurde das Ersuchen damit, dass es gegenwärtig nicht erwünscht sei, dass ich mit der Studentenschaft in Berührung komme.“¹

Diese Zeilen vom 27. April 1933 stehen für das Ende des Lebenswerks von William Stern in Hamburg – des Begründers der Differenziellen Psychologie, des Erfinders des ersten Intelligenzquotienten und Mitbegründers der Hamburger Universität. Ihm war im April 1933 die Lehrerlaubnis entzogen worden; das von ihm aufgebaute Psychologische Institut wurde zerschlagen, das Betreten wurde ihm „strikt untersagt“, seine Mitarbeiter, unter ihnen Martha Muchow, wurden entlassen. Stern gelang es, über die Niederlande in die USA zu fliehen, wo er an der Duke University in Durham eine Professur erhielt, die er bis zu seinem Tod 1938 innehatte.

Meine Damen und Herren, als Vizepräsident der Universität Hamburg begrüße ich Sie sehr herzlich zu der Gedenkveranstaltung „Auch an der Universität – Über den Beginn von Entrech-

tung und Vertreibung vor 80 Jahren“ anlässlich des 80. Jahrestages des Inkrafttretens des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 – jenes Gesetzes, das Grundlage für Entrechtung und Vertreibung war.

Ja, auch an der Universität, an unserer Universität, die auch damals schon „Der Forschung – Der Lehre – Der Bildung“ gewidmet war: Sie hat sich dem Gesetz ohne Widerspruch gebeugt. Mit einem Festakt im Hörsaal A – der heute nach Ernst Cassirer benannt ist – hier im Hauptgebäude, bekannte sie sich am 1. Mai 1933 mit markigen Worten zur „nationalen Revolution“. Es bereitet fast schon körperlichen Schmerz, die Rede des damaligen Prorektors Ludolph Brauer zu lesen und sich dabei vorzustellen, dass dies in dem Hörsaal direkt unter uns stattfand.

Etwa fünfzig „nicht arische“ und demokratisch gesinnte Professoren und andere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler wurden zum Sommersemester 1933 aus dem Dienst entlassen – rund ein Fünftel des Lehrkörpers, unter ihnen die bedeutendsten Gelehrten der Universität, die entscheidend dazu beigetragen hatten, ihr ein klares Profil von Weltoffenheit und Liberalität zu geben. Weder internationales Ansehen noch hohe wissenschaftliche Verdienste schützten sie davor, aus ihren Wirkungsstätten, die sie selbst aufgebaut hatten, vertrieben zu werden. Zählt man auch die assoziierten Forschungseinrichtungen dazu, waren es ca. neunzig Personen.²

Von 1933 bis 1945 entzog die Universität 59 Personen den Doktorgrad, meist aus „rassischen“ oder politischen Gründen.³ Sechs Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und vier Studierende, Angehörige der Hamburger „Weißen Rose“ – Hans Leipelt, Reinhold Meyer, Margaretha Rothe, Friedrich Geussenhainer –, verloren durch das NS-Regime ihr Leben: ermordet im KZ, durch die Folgen einer unmenschlichen Haft oder durch Freitod. 57 Per-

sonen gelang es, ins Exil zu entkommen – in die USA, nach England oder in andere Länder.⁴ Auch wenn es einzelne – wenige – Beispiele persönlichen Mutes und risikobereiten Widerspruchs gab: Die Mehrzahl der Universitätsmitglieder nahm die Entwicklungen im „Dritten Reich“ schweigend hin. Der Lehrkörper bewältigte seine Aufgaben im Einklang mit der politischen Führung, in einem Prozess der Selbstbewahrung, des Arrangements und der Anpassung – beschämende Beispiele für fehlende Zivilcourage, fehlende Kollegialität und Opportunismus.

Die Philosophische Fakultät büßte infolge der Vertreibung jüdischer Wissenschaftler ganze Fächer und Fachrichtungen ein. Zwar versuchte die Fakultät, einige Professuren mit ihrer ursprünglichen Zweckbestimmung zu erhalten, doch die Hochschulbehörde entschied, die verwaisten Lehrstühle einzusparen oder zur Errichtung neuer, von der nationalsozialistischen Hochschulpolitik geförderter Fächer zu verwenden. Die Professur für Philosophie etwa – der Lehrstuhl Ernst Cassirers, der 1929/30 sogar Rektor der Universität gewesen war, 1933 entlassen wurde und über Großbritannien und Schweden in die USA ins Exil ging – wurde für die Errichtung des Ordinariats für Rassenkunde benutzt.

In den zwölf Jahren des Nationalsozialismus verlor die Hamburger Universität nicht nur an wissenschaftlicher Substanz – sie verlor ihre Identität. Ein Wissenschafts- und Weltverständnis ging verloren, das sich nach 1933 nur noch im Exil behaupten konnte.

Die Institution Universität in Deutschland hat den Zusammenbruch von 1945 überlebt. Und ohne sich lange in Frage zu stellen, hat sie beansprucht, ihre verantwortungsvolle Aufgabe in der Gesellschaft wieder wahrzunehmen. Im Prinzip hat sie „einfach weitergemacht“. Eine Auseinandersetzung mit der natio-

nalsozialistischen Zeit fand nicht statt. So gibt es in der offiziellen Festschrift anlässlich des 50. Jahrestags der Gründung der Universität 1969 keinerlei Spuren einer Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte im Nationalsozialismus;⁵ bei der nach Fakultäten geordneten Auflistung der Professuren lesen wir bei den von der Universität entfernten Professoren lediglich die Bemerkung „Ruhestand“ oder „entlassen“. Es sollte der vom AstA herausgegebenen Gegenfestschrift überlassen bleiben, diese Periode eingehend zu thematisieren.⁶

Erst sehr spät (im Vergleich mit anderen Hochschulen allerdings doch relativ früh) hat die Universität Hamburg angefangen, diese zwölf Jahre als Teil ihrer Geschichte anzunehmen; anzuerkennen, dass es diese Universität war, die ihre besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vertrieben hat. In den 1970er Jahren waren es zunächst einzelne Anlässe, die der damalige Präsident Peter Fischer-Appelt ergriff, um an die Geschichte im Nationalsozialismus zu erinnern. Ich erwähne hier beispielhaft die Einweihung einer Gedenktafel für die vier studentischen Opfer der Hamburger „Weißen Rose“ im Auditorium maximum der Universität 1971, im selben Jahr seine Rede anlässlich der Enthüllung einer Büste zum 100. Geburtstag von William Stern vor dem Kokoschka-Hörsaal im Philosophenturm und schließlich die Ansprache zum 100. Geburtstag von Ernst Cassirer 1974.⁷

Es sollte der 50. Jahrestag der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ 1983 sein, der viele Mitglieder der Universität, insbesondere auch meiner Generation, veranlasste, durch Ringvorlesungen, interdisziplinäre Forschungsprojekte, Ausstellungen und Gedenktafeln die Erinnerung an das, was in der Zeit des Nationalsozialismus in der Universität geschehen ist, wachzuhalten.

Am Beginn standen die Vorträge der Ringvorlesung im Wintersemester 1982/83 und im Sommersemester 1983, die sich in

breiter Weise mit der Bedeutung von „1933“ für Gesellschaft und Wissenschaft auseinandersetzen und in zwei Bänden im Selbstverlag der Universität veröffentlicht wurden.⁸

Eine umfassende Beschäftigung mit der eigenen Geschichte fand dann mit dem 1983 begonnenen und bis heute in der deutschen Universitätslandschaft einzigartigen Forschungsprojekt „Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘“ statt. Die von etwa fünfzig Autorinnen und Autoren, nahezu alle Mitglieder der Universität, erzielten Forschungsergebnisse konnten dank der unermüdlichen Tätigkeit des Hauptherausgebers Eckart Krause 1991 in drei Bänden auf mehr als 1.600 Seiten der Öffentlichkeit präsentiert werden.⁹ Dieses Forschungsprojekt bildete auch die Keimzelle für die Bibliothek und Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte.¹⁰

Eine tief beeindruckende Visualisierung fanden diese Forschungsergebnisse in der von Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen konzipierten und vom Architekten Hans-Joachim Scheel künstlerisch umgesetzten Ausstellung „ENGE ZEIT – Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität“, die im Frühjahr 1991 im Auditorium maximum gezeigt wurde.¹¹

Dem Wachhalten der Erinnerung an vertriebene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler dient auch die Benennung von Hörsälen im Hauptgebäude der Universität. Eine Aktion, die 1999 zum 80. Jahrestag der Gründung dieser Universität begonnen und 2011 zum 100. Jahrestag der Errichtung des Hauptgebäudes abgeschlossen wurde.¹² Ein weiteres, jeden Tag sichtbares Element der Erinnerung bilden die im April 2010 vor dem Hauptgebäude verlegten zehn, inzwischen elf Stolpersteine, die das Gedächtnis an die deportierten, ermordeten oder in den Freitod getriebenen Mitglieder der Universität wachhalten.¹³

Meine Damen und Herren, in den Widmungen der Ausstellung „ENGE ZEIT“ und der Publikation „Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘“ heißt es u. a.: „Im Bewußtsein des Versagens und des Versäumens stellt sich die Universität ihrer Geschichte.“¹⁴ Und: „Die Rekonstruktion der Vergangenheit ist Mahnung für die Gegenwart und Verpflichtung für die Zukunft.“¹⁵ Nachdem die Generation derjenigen, die vor dreißig Jahren begonnen haben, die Erinnerung an die Geschichte der Universität im Nationalsozialismus aufzuarbeiten und wachzuhalten, sich bereits im Ruhestand befindet, bin ich sehr froh, dass es in der Universität, wie wir gleich sehen und hören werden, eine neue Generation gibt, die sich dieser permanenten Aufgabe bereitwillig stellt.

Anmerkungen

- 1 William Stern an den Rektor der Hamburgischen Universität [Leo Raape] am 27.4.1933; faksimiliert abgedruckt in: Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst Ausstellungskatalog. Hamburg 1991], S. 16.
- 2 Eine Liste der betroffenen Personen findet sich in: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. 3 Teile (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 3, S. 1471-1490.
- 3 Ebd., S. 1503-1505.
- 4 Vgl. Bottin/Nicolaysen: ENGE ZEIT (wie Anm. 1), S. 8.
- 5 Universität Hamburg 1919-1969 [Festschrift zum 50. Gründungstag der Universität Hamburg]. o.O. o.J. [Hamburg 1970].
- 6 Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität. Hg. vom Allgemeinen Studentenausschuss (ASTa) an der Universität Hamburg. Hamburg 1969.
- 7 Die Reden wurden veröffentlicht in Peter Fischer-Appelt: Die Universität als Kunstwerk. Beiträge aus sechs Jahrzehnten (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 22). Berlin/Hamburg 2012, S. 134-139, 140 f., 142-151.
- 8 1933 in Gesellschaft und Wissenschaft. Hg. von der Pressestelle der Universität Hamburg, Redaktion Holger Fischer. Teil 1: Gesellschaft. Hamburg 1983; Teil 2: Wissenschaft. Hamburg 1984.
- 9 Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“ (wie Anm. 2).
- 10 Vgl. dazu inzwischen: Rainer Nicolaysen: Das Gedächtnis der Universität. Über Werk und Wirken von Eckart Krause – Versuch einer Nahaufnahme. In: Anton F. Guhl/Malte Habscheidt/Alexandra Jaeger (Hg.): Gelebte Universitätsgeschichte. Erträge jüngster Forschung. Eckart Krause zum 70. Geburtstag (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Sonderband). Berlin/Hamburg 2013, S. 183-206.
- 11 Bottin/Nicolaysen: ENGE ZEIT (wie Anm. 1).
- 12 Vgl. den zum Abschluss des Benennungsprogramms erschienenen Band: Rainer Nicolaysen (Hg.): Das Hauptgebäude der Universität Hamburg als Gedächtnisort. Mit sieben Porträts in der NS-Zeit vertriebener Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Hamburg 2011. Die Gedenkveranstaltungen zur Benennung der sieben Hörsäle im Hauptgebäude sind dokumentiert in den Hamburger Universitätsreden N.F., Bd. 1, 2, 9, 16, 17, 18.

- 13 Vgl. Rainer Nicolaysen: Alltägliches Erinnern. 10 Stolpersteine vor dem Hauptgebäude. In: UHH Hochschulmagazin, Ausgabe 2, Mai 2010, S. 10-13.
- 14 Bottin/Nicolaysen: ENGE ZEIT (wie Anm. 1), S. 6.
- 15 Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“ (wie Anm. 2), Teil 1, S. V.

GRUSSWORT

DER SENATORIN FÜR WISSENSCHAFT UND FORSCHUNG

DOROTHEE STAPELFELDT

Sehr geehrter Herr Prof. Fischer,
sehr geehrte Frau Prof. Bischoff,
sehr geehrter Herr Prof. Nicolaysen,
meine Damen und Herren!

Achtzig Jahre ist es her, dass in Deutschland ein nie erlebtes Unrechtsregime errichtet wurde, dass Willkür, Terror und Menschenverachtung zur Staatsraison erhoben wurden. Achtzig Jahre – ein ganzes Menschenleben. Das heißt auch, dass immer weniger Menschen von diesem Unrecht, vom Leben in Angst und Unterdrückung, vom Leben mit Verfolgung und Mord eigenes Zeugnis ablegen können. Es ist nunmehr unsere Verantwortung, die Erinnerung an die nationalsozialistische Terrorherrschaft und die Schrecken des Zweiten Weltkriegs wachzuhalten: in der Politik, in Wissenschaft und Schule, in den Medien. Und es ist die Verantwortung auch der Behörden und Institutionen, dazu ihren Beitrag zu leisten.

Das tun viele in Hamburg in diesem Jahr des Gedenkens an das menschenverachtende Unrecht des Nationalsozialismus und die Schrecken seiner Verwüstungen in Verfolgung und Krieg – mit einer Vielzahl von Veranstaltungen: die Bürgerschaft, der Senat, die Hamburger Bücherhallen, der Generalstaatsanwalt, die Landeszentrale für politische Bildung, die Gedenkstätte Bullenhusen Damm, die KZ-Gedenkstätte Neuengamme, der Hafen, die Gewerkschaften und viele mehr.

Hamburg erinnert sich. So auch seine Universität. Ich bin Ihnen, Herr Prof. Nicolaysen und Herr Krause, sehr dankbar, dass

Sie die Veranstaltung des heutigen Abends angeregt haben. Sie haben sich ein sehr wichtiges, nicht unbedingt allgemein bekanntes Thema vorgenommen: das Gesetz mit dem zynischen Anspruch, das „Berufsbeamtentum wiederherzustellen“, und seine Folgen für die Hamburger Universität. Dafür im Namen des Senats meinen herzlichen Dank!

Ich möchte dem Fachvortrag von Herrn Prof. Nicolaysen nicht vorgreifen. Nur so viel: Mit dem Gesetz schufen die Nationalsozialisten die Voraussetzung, um ideologisch nicht genehme Personen aus Funktionen und Ämtern des öffentlichen Dienstes zu vertreiben – auch aus den Hochschulen. Für die noch junge Hamburgische Universität waren die Folgen besonders verheerend. Nach ihrer Gründung im Jahr 1919 hatten erstaunlich viele Disziplinen in allen vier Fakultäten schnell eine exzellente Qualität erreicht. Dieser rasante Aufstieg zu einer international renommierten Hochschule war in hohem Maße Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit jüdischem Hintergrund zu verdanken. Die Umsetzung des Gesetzes ab dem Sommersemester 1933, also vor genau achtzig Jahren, führte folglich zu einem überdurchschnittlichen akademischen Aderlass, ja zur tiefsten Zäsur in der Geschichte der Universität, deren Folgen das „Dritte Reich“ weit überdauern sollten.

Zur Illustration möchte ich nur wenige Namen nennen; Namen, die Sie schon öfter gehört haben. Und einige von ihnen werden Ihnen sicher im Vortrag von Herrn Nicolaysen wieder begegnen: allen voran Ernst Cassirer, Philosophieprofessor und ehemaliger Rektor der Universität. Dann der Psychologe und Mitbegründer der Universität William Stern. Otto Stern, Physikochemiker und späterer Nobelpreisträger. Der Jurist und Friedensforscher Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der Sozialökonom Eduard Heilmann, der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, die Germanistin und erste Professorin Agathe Lasch, nach der dieser Hörsaal benannt

ist – ihr gelang nicht mehr die Emigration, sie wurde deportiert und ermordet.

Diese Genannten stehen stellvertretend für die mehr als fünfzig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität, die von den Entlassungen seit 1933 betroffen waren. Einen von ihnen, den Germanisten und späteren Begründer der Erforschung der deutschen Exilliteratur Walter A. Berendsohn, wird uns Frau Bischoff als Leiterin der inzwischen nach ihm benannten Arbeitsstelle noch vorstellen.

Meine Damen und Herren, das Erschreckende ist, mit welcher Eilfertigkeit dieser Unrechtsakt in Gesetzesform auch von der Universität umgesetzt wurde. Das beschreiben Sie, Herr Prof. Nicolaysen, in Ihrem Überblick zur Geschichte der Universität von 2008. Unfassbar, wie ausgerechnet die Institution, die für sich ein besonderes Maß an Wissen, Bildung und Urteilsvermögen beanspruchte, sich selbst im Sinne der neuen Machthaber mit geradezu religiösem Eifer „gleichschaltete“!

Im Mai 1933, keinen Monat später, veranstaltete die Universität einen Festakt hier im Hauptgebäude. Sie bekannte sich dabei zur „nationalen Revolution“ und zu Adolf Hitler als ihrem „Führer“. Der Text, mit dem der Prorektor Ludolph Brauer dieses Bekenntnis zum „kraftvollen Reichskanzler“ und „Erlöser“ abgab, ist in seiner Geschichts-, Kultur- und Wissenschaftsvergessenheit unerträglich und beschämend.

Gewiss – die Professorenschaft war in ihrer deutlichen Mehrheit keineswegs geschlossen zu den Nationalsozialisten übergelaufen. Aber offene Zeichen von Kritik, Aufbegehren, Widerstand – damals durchaus noch möglich – suchten wir vergeblich. Die zu erwartende Solidarität mit den verfolgten Kollegen, mit denen man soeben noch in der Fakultät debattiert oder gemeinsam geprüft hatte, äußerte sich allenfalls in privatem Bedauern.

So nimmt es nicht wunder, dass die Aufarbeitung dieses unrühmlichen Kapitels in der Universitätsgeschichte erst in den 1970er Jahren in Gang kam, nach der Studentenbewegung angestoßen durch den langjährigen Präsidenten der Universität Dr. Peter Fischer-Appelt. Und im Kontext des fünfzigjährigen Gedenkens an die nationalsozialistische Machtübernahme entstanden dann seit Mitte der 1980er Jahre jene umfangreichen Projekte selbstkritischer Rückschau, auf die Sie, Herr Prof. Fischer, in Ihrer Begrüßung soeben verwiesen haben, neben Ihnen selbst maßgeblich betrieben durch Eckart Krause, Angela Bottin und auch Rainer Nicolaysen – damals noch studentischer Mitarbeiter, heute als Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte Garant für die engagierte und kompetente Fortführung dieser Arbeit.

Meine Damen und Herren, die Stadt Hamburg, die Universität erinnern sich. Damit nie wieder solch ein Geist, solch ein gewissenloser Geist mit seinen mörderischen Folgen in die Hochschule, in Politik und Verwaltung einzieht. Ich danke allen, die sich diesem wichtigen Anliegen verpflichtet fühlen.

RAINER NICOLAYSEN

**DAS „GESETZ ZUR WIEDERHERSTELLUNG DES
BERUFSBEAMTENTUMS“ VOM 7. APRIL 1933 UND SEINE
UMSETZUNG AN DER HAMBURGER UNIVERSITÄT**

Die bereits zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft im Frühjahr 1933 einsetzenden Massenentlassungen von Hochschullehrerinnen und -lehrern und die folgenden Emigrationswellen bedeuteten für die Universitäten in Deutschland eine tiefe und irreversible Zäsur; sie markierten vor allem auch einen Bruch im Lebensweg eines und einer jeden Betroffenen. Die Emigration von etwa 2.000 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Deutschland und Österreich gilt als „der größte intellektuelle Exodus in der neueren Geschichte“¹. Unter ihnen finden sich nicht weniger als 24 damalige oder spätere Nobelpreisträger wie Albert Einstein, Max Born, James Frank, Fritz Haber und – aus Hamburg – der Physikochemiker Otto Stern. Zu den Emigranten zählten weitere berühmte Gelehrte wie Martin Buber, Max Horkheimer, Sigmund Freud, Karl Mannheim und Karl Löwith, um nur sie zu nennen. Von der Hamburgischen Universität wurden fast alle Wissenschaftler vertrieben, die das hohe Ansehen der jungen Institution in der Weimarer Zeit begründet hatten: neben Otto Stern der Philosoph Ernst Cassirer, der Kunsthistoriker Erwin Panofsky, der Völkerrechtler Albrecht Mendelssohn Bartholdy, der Psychologe William Stern, der Sozialökonom Eduard Heimann, der Mathematiker Emil Artin, um wiederum nur einige zu nennen.²

Weltbekannte Einrichtungen verloren einen Großteil ihrer Wissenschaftler; ganze Disziplinen – wie etwa die Kunstgeschichte – verloren ihren bisherigen Schwerpunkt in Deutschland.³ Überproportional waren die modernen Fächer von den Entlassungen

betroffen – sie hatten in der Weimarer Republik eine Blütezeit erlebt und waren häufig von Gelehrten jüdischer Herkunft sowie der jungen Demokratie verpflichteten Wissenschaftlern repräsentiert worden. Besonders auffällig ist die weit über dem Durchschnitt liegende Zahl der Vertreibungen in den Sozialwissenschaften, aber auch in modernen Teildisziplinen anderer Fächer. Ganze theoretische Schulen und Forschungsparadigmen wurden ausgegrenzt.⁴

Doch all die Zahlen und illustren Namen vermitteln nur einen ausschnitthaften Eindruck von dem Substanzverlust, der deutsche Universitäten kennzeichnete. Sie lenken bisweilen auch den Blick eher ab von den vielen unbekannteren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die nach 1933 um ihre Existenz rangen. Viele schufen sich in einem Akt der Selbstbehauptung eine neue Zukunft; nicht wenige entfalteten im Exilland mindestens in ihrem engeren Umfeld erhebliche Wirkung. Letztlich erschließt erst jede einzelne Biographie die lebensgeschichtliche Dimension hinter den abstrakten Daten und lässt auch die Entwicklungen an einer einzelnen Institution – wie an der Hamburger Universität – anschaulicher hervortreten.⁵

Rechtliche Grundlagen

Grundlage der Massenvertreibung war das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (BBG) vom 7. April 1933.⁶ Schon sein Name ist infam. Aufgrund dieses Gesetzes, das bereits zwei Wochen nach dem „Ermächtigungsgesetz“ in Kraft trat, wurden „nicht arische“ und „politisch unerwünschte“ Mitglieder des Lehrkörpers entlassen oder zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Wichtig sind vor allem die Paragraphen 3, 4 und 6: Nach § 3 BBG waren alle Beamten, die „nicht arischer Abstammung“ waren, zu entlassen oder in den Ruhestand zu versetzen. Als „nicht arisch“ galt – unabhängig von der eige-

nen Religionszugehörigkeit – bereits derjenige, der von einem jüdischen Großelternanteil „abstammte“.⁷ Ausnahmeregelungen bezogen sich vor allem auf ehemalige „Frontkämpfer“ aus dem Weltkrieg sowie auf Personen, die bereits vor dem 1. August 1914 planmäßige Beamte gewesen waren. § 4 BBG ermöglichte zudem die Entlassung von Beamten, „die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr dafür bieten, dass sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten“; er richtete sich insbesondere gegen Sozialdemokraten, zum Teil auch gegen Angehörige der Deutschen Staatspartei und des Zentrums. Sofern Entlassungen nach den beiden genannten Paragraphen nicht rasch durchgeführt werden konnten – sei es wegen besagter Ausnahmeregelungen, sei es wegen unzureichender „Beweismittel“ – ließ sich stets § 6 BBG anwenden. Ihm gemäß konnte jeder Beamte „zur Vereinfachung der Verwaltung“ in den Ruhestand versetzt werden. Zwar durfte, laut Gesetzestext, in einem solchen Fall die Stelle nicht wiederbesetzt werden, doch wurde diese Bestimmung in der Praxis nicht selten ignoriert.

Von Bedeutung war schließlich die Durchführungsverordnung vom 6. Mai 1933, mit der der Geltungsbereich des Berufsbeamtengesetzes sinngemäß auf alle Arbeiter und Angestellten im öffentlichen Dienst ausgedehnt wurde,⁸ womit fortan auch alle nicht beamteten Hochschullehrer bis hin zu Lehrbeauftragten von dem Gesetz betroffen waren. Auf diese Weise war ein Instrumentarium geschaffen, das eine umfassende „Säuberung“ des öffentlichen Dienstes ermöglichte. Die erste große – und insgesamt mit Abstand größte – Entlassungswelle an den Hochschulen erfolgte noch im Sommersemester 1933.

Eine weitere Zäsur markiert das im Rahmen der „Nürnberger Gesetze“ erlassene Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935, mit dem die Ausnahmeregelungen des Berufsbeamtengeset-

zes endgültig fortfielen.⁹ Damit wurden die letzten als „Juden“ geltenden Hochschullehrer von deutschen Universitäten vertrieben. Eine dritte Phase setzte 1937 ein, als im Zuge des „Flaggenerlasses“, der „jüdisch versippten“ Beamten das Hissen der Reichsflagge verbot, Hochschullehrer entlassen wurden, die eine „nicht arische“ Ehefrau hatten.

Die Zahl der vertriebenen und emigrierten Hochschullehrer

Bis vor wenigen Jahren lagen keine genaueren Untersuchungen darüber vor, wie viele Entlassungen es an deutschen Universitäten insgesamt gegeben hat. Erst aufgrund jüngerer Studien wissen wir, dass es sich um etwa 18,6 Prozent des Lehrkörpers handelte.¹⁰ Ergänzt um diejenigen Hochschullehrer, die unter politischem Druck selbst kündigten, erhöht sich die Quote auf 19,3 Prozent.¹¹ Bei den Hochschullehrerinnen, die damals lediglich 1,2 Prozent des Lehrkörpers an den 23 deutschen Universitäten ausmachten, lag die Vertreibungsquote mit 43,8 Prozent weit höher.¹²

Etwa vier Fünftel aller Vertriebenen waren Opfer der nationalsozialistischen Rassenideologie: 71,7 Prozent wurden als „Nichtarier“ entlassen, weitere 8,8 Prozent wegen ihrer „nicht arischen“ Ehefrau.¹³ 62,2 Prozent der Entlassenen, mithin knapp zwei Drittel, emigrierten¹⁴ und konnten auf diese Weise ihr Leben retten. 4,2 Prozent der entlassenen Wissenschaftler wurden Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik. Ähnlich hoch liegt die Suizid-Rate mit vier Prozent.¹⁵

Von den Vertreibungen waren die deutschen Universitäten in sehr unterschiedlichem Maße betroffen. Am höchsten lag die Quote an den Universitäten Frankfurt am Main und Berlin, die mit 36,5 bzw. 34,9 Prozent mehr als ein Drittel ihres Lehrkörpers verloren. Überdurchschnittlich viele Entlassungen gab es auch in Heidelberg (25,0 Prozent), Hamburg (21,4 Prozent), Göttingen

(20,6 Prozent) und Köln (20,4 Prozent). Demgegenüber waren in Bonn 12,9 Prozent, in Münster 11,9 Prozent, in Marburg 10,8 Prozent und in Tübingen nicht mehr als 4,0 Prozent der Lehrenden betroffen.¹⁶ Dabei dokumentiert die Statistik nicht Unterschiede in der Vertreibungspraxis der Universitäten – entlassen wurden alle „Nichtarier“ –, sondern verweist auf die unterschiedliche Personalpolitik vor Machtübernahme der Nationalsozialisten. Eine höhere Entlassungsquote ist mithin ein Indiz für eine, zumindest vergleichsweise, größere Liberalität der betreffenden Universität in der Weimarer Republik. Eine geringe Quote, wie im Falle der deutschnationalen Hochburg Tübingen, zeigt, dass Gelehrte jüdischer Herkunft dort schon vor 1933 kaum eine Chance besaßen.

Die Reaktionen auf die Entlassungswellen innerhalb der Hochschulen

Innerhalb weniger Monate des Jahres 1933 veränderte sich das Gesicht aller deutschen Hochschulen grundlegend. Doch trotz der dramatischen Entwicklungen blieben öffentliche Protesthandlungen aus. Die massiven Eingriffe in den Lehrkörper riefen keine Solidarität der verbliebenen Hochschullehrer mit ihren entlassenen und diskriminierten Kollegen hervor – ein Befund, der durch alle Einzelstudien zur Geschichte deutscher Universitäten in der NS-Zeit – auch für Hamburg – in beklemmender Weise bestätigt wird. Hans-Ulrich Wehler hat dieses Verhalten zusammenfassend beschrieben als „ein grenzenloses moralisches Debakel der Mehrheit, die nicht nur die Vertreibung der Zunftgenossen hinnahm, sondern auch unverzichtbare wissenschaftliche Normen, ethische Prinzipien und den vielbeschworenen Korporationsgeist schnöde verriet. Ein vernichtenderes Urteil über diese politische Mentalität des Schweigens ist kaum denkbar.“¹⁷

Die Professorenschaft war 1933 nicht geschlossen zu den Nationalsozialisten übergelaufen. Doch die Affinität zu vielen programmatischen NS-Forderungen war ausgeprägt, und die Anpassungsbereitschaft an die Vorgaben des Regimes, sei es aus Überzeugung, sei es aus Opportunismus, erwies sich als groß und auch anhaltend. Erklärte Nationalsozialisten gab es zunächst wenige, aber einverstanden mit der „nationalen Revolution“ waren die meisten. Übereinstimmend ersehnte man das Ende des „Parteienstaates“ und die Rückkehr zu autoritärem Regierungsstil, die radikale Revision von Versailles und den Aufstieg Deutschlands zur militärischen Großmacht.

Die Zerstörung der Weimarer Republik war von der großen Mehrheit der deutschen Gelehrten mitbetrieben worden, und ihr tatsächliches Ende wurde trotz nur diffuser Vorstellungen einer zukünftigen nationalsozialistischen Politik begrüßt.¹⁸ Mit der Würzburger Erklärung des Verbandes der Deutschen Hochschulen vom 22. April 1933, weitgehend formuliert von Eduard Spranger, dienten sich die Hochschullehrer dem neuen Regime pathetisch an:

„Die Wiedergeburt des Deutschen Volkes und der Aufstieg des neuen Deutschen Reiches bedeutet für die Hochschulen unseres Vaterlandes Erfüllung ihrer Sehnsucht und Bestätigung ihrer stets glühend empfundenen Hoffnungen. Wie sie das Reich Bismarcks im geistigen Sinne mitbegründet, es im Weltkrieg und gegen undeutsche Bedrohung der Nachkriegszeit verteidigt haben, so folgen jetzt ihre Professoren und Studenten den Führern, die der ehrwürdige Herr Reichspräsident eingesetzt hat, mit Vertrauen und Begeisterung. [...] Nach dem Fortfall unseliger Klassengegensätze ist für die Hochschulen wieder die Stunde gekommen, ihren Geist aus der tiefen Einheit der deutschen Volksseele heraus zu entfalten und das vielgestaltige Rin-

gen dieser durch Not und fremdes Diktat unterdrückten Seele bewußt auf die Aufgaben der Gegenwart hinzulenken.“¹⁹

Bereits am 3. März 1933 hatten 300 Professoren einen Aufruf zur Unterstützung Hitlers unterschrieben, und am 12. März 1933, eine Woche nach der Reichstagswahl, waren es schon 700 Professoren, die sich zu „Adolf Hitler und zum nationalsozialistischen Staat“ bekannt hatten.²⁰ Zu Beginn des Sommersemesters 1933 huldigten dann auch die einzelnen deutschen Hochschulen in einem Akt der Selbstgleichschaltung Hitler als ihrem „Führer“. An der Hamburgischen Universität fand eine öffentliche Unterwerfung der Institution unter den NS-Staat am 1. Mai 1933 statt.²¹

Derlei Bekundungen waren mehr als Lippenbekenntnisse, sie entsprachen vielmehr, wie Hartmut Titze treffend formuliert hat, „einer teils enthusiastischen, teils moderaten bis skeptischen, aufs Ganze gesehen weit überwiegenden inneren Bereitschaft zum Mitmachen“.²² Bei der ebenso raschen wie radikalen Wandlung der deutschen Hochschulen im Jahre 1933 spielte diese Bereitschaft zur vorauseilenden Anpassung der Professoren neben den administrativen Eingriffen von oben und dem massiven Druck nationalsozialistischer Studenten, die im Frühjahr 1933 in Hamburg wie andernorts als Antriebskraft der Gleichschaltung dienten,²³ eine maßgebliche Rolle.

Der Vollzug des Berufsbeamtengesetzes erfolgte zumeist eilfertig und fast ohne Widerspruch. Die Flut von Entlassungen der häufig langjährigen Kollegen wurde befriedigt oder indifferent hingenommen, zuweilen auch unter dem Aspekt der Verbesserung eigener Karrierechancen begrüßt. Allenfalls wurde im Einzelfall das „Ausscheiden“ einer fachlichen Kapazität bedauert. Hochschullehrer, die die Entwicklung mit Abscheu und Sorge betrachteten, wussten sich in einer derart kleinen Minderheit,

dass sie eine öffentliche Solidarisierung mit den Verfeimten für aussichtslos hielten.

In Windeseile war der deutsche Rechtsstaat ad absurdum geführt worden. „Recht ist, was dem Führer dient“, hieß es schon im Februar 1933 in einer der neuen Verordnungen. Ernst Cassirer, der im Amtsjahr 1929/30 Rektor der Hamburgischen Universität und damit einer der ersten jüdischen Rektoren in Deutschland gewesen war, erklärte daraufhin gegenüber seiner Frau: „Wenn morgen nicht alle Rechtsgelehrten Deutschlands sich wie ein Mann erheben und gegen diesen Paragraphen protestieren, ist Deutschland verloren.“²⁴ Es erhob sich keine Stimme. Bereits am 12. März 1933 verließ Ernst Cassirer als erster Emigrant der Hamburger Universität die Hansestadt. Am 5. April, zwei Tage vor dem Berufsbeamtengesetz, bat der Philosoph um die Enthebung von allen Dienstpflichten und erläuterte bald darauf seinen Schritt: „Ich denke von der Bedeutung und Würde des akademischen Lehramtes zu hoch, als daß ich dieses Amt ausüben könnte zu einer Zeit, in der mir, als Juden, die Mitarbeit an der deutschen Kulturarbeit bestritten oder in der sie mir, durch gesetzliche Maßnahmen, in irgend einer Hinsicht geschmälert oder verkürzt wird. [...] So muß ich fortan das Band als gelöst ansehen, das mich bisher mit der Philosophischen Fakultät der Universität Hamburg verknüpft hat. Was diese Lösung für mich bedeutet, darüber wird es keiner Worte bedürfen.“²⁵

Albert Einstein fasste seine Empfindungen in einem Brief an den Physiker-Kollegen und Freund Max Born, datiert vom 30. Mai 1933, zusammen: „Ich glaube, Du weißt, daß ich nie besonders günstig über die Deutschen dachte (in moralischer und politischer Beziehung). Ich muß aber gestehen, daß sie mich doch einigermaßen überrascht haben durch den Grad ihrer Brutalität und – Feigheit.“²⁶ Aus der Sicht des Jahres 1969 kommentierte der aus dem Exil nach Westdeutschland zurückgekehrte Born:

„Einsteins hartes Urteil über ‚die Deutschen‘ wäre damals wohl von uns allen, die von Hitler vertrieben waren, unterschrieben worden, und wohl auch von unseren Freunden in anderen Ländern. Dabei war das, was wir damals (1933) erlebten, doch nur ein Kinderspiel gegenüber dem, was später geschah.“²⁷

An die rasante Veränderung ihres Berliner Umfelds im Frühjahr 1933 erinnerte sich Hannah Arendt 1964 in einem Fernsehinterview mit Günter Gaus: „Was damals in der Welle von Gleichschaltung, die ja ziemlich freiwillig war, jedenfalls noch nicht unter dem Druck des Terrors vorging – das war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete.“ Diese Gleichschaltung, so betonte Arendt, sei nicht bei all ihren Bekannten und Freunden, jedoch gerade unter Intellektuellen die Regel gewesen. Das habe sie nie vergessen: „Das Schlimme war doch, daß die dann wirklich daran glaubten! Für kurze Zeit, manche für sehr kurze Zeit. Aber das heißt doch: Zu Hitler fiel ihnen was ein. Und zum Teil ungeheuer interessante Dinge. Ganz phantastisch interessante und komplizierte! Und hoch über dem Niveau schwebende Dinge! Das habe ich als grotesk empfunden. Sie gingen ihren eigenen Einfällen in die Falle, würde ich heute sagen.“²⁸

Zur Situation in Hamburg

Die 1919 gegründete Hamburgische Universität war in der Weimarer Republik von einer vergleichsweise beachtlichen Liberalität gekennzeichnet; sie galt – nach den Worten Toni Cassirers, der Ehefrau des Philosophen – als nicht so verstaubt wie die altehrwürdigen deutschen Universitäten.²⁹ Exponierte Demokraten – neben Ernst Cassirer vor allem Albrecht Mendelssohn Bartholdy, Eduard Heimann und der schon 1928 verstorbene Strafrechtler Moritz Liepmann – prägten durchaus das Bild der Universität.³⁰ Aber wie die Gesellschaft in der Weimarer Republik insgesamt zerrissen war in Befürworter und Gegner der De-

mokratie, so gab es auch an der Hamburgischen Universität ein spannungsgeladenes Neben- und ein vor allem in der zweiten Hälfte der Republik zunehmendes Gegeneinander von demokratischen und restaurativen Kräften, wobei Letztere ein ums andere Mal in der Mehrheit waren.

Die Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 und die Entwicklung der folgenden Monate lösten bei der Mehrheit der Hochschullehrer in Deutschland und auch in Hamburg keinen Schrecken aus, sondern zunächst Eifer, am „Umschwung“ mitzuwirken. An der Hamburgischen Universität gehörten zu Beginn des Jahres nur zehn Lehrkörpermitglieder der NSDAP an,³¹ darunter als einziger Ordinarius der Pädagoge Gustav Deuchler –, aber einverstanden mit der „nationalen Revolution“ waren auch in Hamburg die meisten.

Dabei hatten die Nationalsozialisten aus ihrer antiintellektuellen Ausrichtung und tiefen Skepsis gegenüber der elitären Ordinarienuiversität nie einen Hehl gemacht. Ihre Geringschätzung der Gelehrtenwelt kam schon darin zum Ausdruck, dass sie bei Machtantritt über keinerlei wissenschaftspolitische Konzepte verfügten und über niemanden in der Partei, der sich dafür zuständig fühlte. Als Devise ihrer Hochschulpolitik zeichnete sich zunächst kaum etwas anderes ab als die Zerstörung einer auf Rationalität, Pluralismus und Internationalität beruhenden Wissenschaft. Doch all dies schien zunächst in den Hintergrund zu rücken angesichts des „nationalen Aufbruchs“, der auch an der Hamburgischen Universität weit mehr Hochschullehrer begeisterte als jene mindestens 48 Lehrkörpermitglieder, die im Frühjahr 1933 schubweise in die NSDAP eintraten.³² Den radikalen Eingriffen in die Universität begegneten die Lehrenden jedenfalls nicht mit Widerstand, sondern mit häufig beflissener Anpassungsbereitschaft.

Als Motor der Gleichschaltung wirkten auch in Hamburg die nationalsozialistischen Studierenden. Bereits 1930/31 hatte sich der NS-Studentenbund bei den AstA-Wahlen an fast allen deutschen Universitäten als dominierende Kraft durchgesetzt und die Führung in den studentischen Selbstverwaltungsgremien übernommen.³³ Ab Februar 1933 sahen die NS-Studierenden ihre Zeit gekommen, die „nationalsozialistische Hochschulrevolution“ anzuführen. Die trotz der frühen Wahlerfolge zahlenmäßig kleine Hamburger Hochschulgruppe des NS-Studentenbundes – Ende 1932 umfasste sie 43 Mitglieder – erhielt insbesondere nach der Reichstagswahl vom 5. März 1933 enormen Zulauf, und mit ihrem selbstbewussten, vor allem aber aggressiven Gebaren zeigten die nationalsozialistischen Studierenden bald innerhalb wie außerhalb der Universität unübersehbare Präsenz – bis hin zur Inszenierung der Bücherverbrennung, die in Hamburg am 15. Mai stattfand. Einfluss nahmen die NS-Studierenden auch auf den neuen nationalsozialistischen Hochschulsenator Friedrich Offerdinger, der seit dem 8. März im Amt war und sich als Arzt wenig mit den inneren Strukturen der Hochschule vertraut zeigte. Dass es zu diesem Zeitpunkt keine organisierte Gruppe nationalsozialistischer Hochschullehrer gab, die den Senator hätte beraten können, erhöhte die Durchschlagskraft des NS-Studentenbundes. Regelmäßig übermittelten dessen Funktionäre konkrete Forderungen, die in dieser Phase nicht selten wie Beschlüsse für die Universität gelesen wurden.

Eine Schlüsselrolle im rasanten Wandlungsprozess der Hamburgischen Universität spielte der außerordentliche Professor für Kolonial- und Überseegeschichte Adolf Rein,³⁴ der bereits in seiner 1932 verfassten, im Januar 1933 veröffentlichten Broschüre „Die Idee der politischen Universität“ das Ende der philosophisch-humanistischen Universität gefordert und erklärt hatte, Wissenschaft in Deutschland müsse in völkische „Willensschaft“

überführt werden.³⁵ Obgleich Rein ein Bekenntnis zum Nationalsozialismus noch vermieden hatte, konnte er seine Schrift im Frühjahr 1933 als Konzept für die Umwandlung der Hamburgischen Universität in eine nationalsozialistische Hochschule andienen. Damit empfahl sich Rein erfolgreich der NS-geführten Hochschulbehörde, zumal er auch mit den nationalsozialistischen Studierenden, die er für seinen Aufstieg benötigte, schon länger in einvernehmlichem Kontakt stand. Kurz vor Beginn des Sommersemesters 1933 zog Rein sich dann gemeinsam mit dem Göttinger Historiker-Kollegen Otto Westphal und zehn NS-Studentenfunktionären aus Hamburg und Göttingen in sein Sylter Ferienhaus zurück, um die „Neugestaltung der Universität“, inklusive Personalfragen, konkret vorzubereiten. „Es war ein fröhliches Treiben“, heißt es in Reins in den 1970er Jahren diktierten Erinnerungen.³⁶

Noch während des Treffens übermittelte der AStA-Vorsitzende Wolff Heinrichsdorff erste Forderungen an Senator Ofterdinger. Am 1. April, dem Tag des „Juden-Boykotts“, an dem auch vor diesem Gebäude, in dem wir heute sitzen, SA-Männer patrouillierten, erklärte er, Berufungen jüdischer Dozenten und Habilitationen von Juden kämen nun nicht mehr in Frage, „Vergünstigungsgesuche jeder Art“ von Juden seien abzulehnen und vor allem müsse ein sofortiger Numerus clausus eingeführt werden.³⁷ Bereits vier Tage nach Inkrafttreten des Berufsbeamtengesetzes forderte der NS-Studentenbund dann ein Vorlesungsverbot für sechs Professoren, weil sie „Juden“ und zwei von ihnen zudem „Marxisten“ – gemeint waren Sozialdemokraten – seien.³⁸ Bei ihren Kollegen fanden die Angegriffenen – Eduard Heimann, Theodor Plaut, Richard Salomon, William Stern, Erwin Panofsky und Walter A. Berendsohn – keine Solidarität. Von der Behörde wurde ihnen telefonisch mitgeteilt, sie sollten auf ihre Lehrveranstaltungen verzichten, „da die Studenten sonst nicht für die Ruhe in der Universität garantieren könnten“.³⁹

In der nächsten Sitzung des Universitätssenats Ende April nahm der Jurist Leo Raape als Rektor, wie es im Protokoll lapidar heißt, nur „kurz zu der durch den nationalen Umschwung geschaffenen Lage Stellung“. Er berichtete, den sechs genannten Professoren sei nahe gelegt worden, Vorlesungen für das Sommersemester 1933 nicht anzusagen, und folgerte: „Es sei Aufgabe der Fakultäten, die Lehrpläne, soweit es erforderlich sei, entsprechend zu ergänzen.“⁴⁰ Dann folgte der Übergang zur Tagesordnung: Das dringlichste Thema schien die Vorbereitung der Festveranstaltung zu sein, mit der sich die Hamburgische Universität am 1. Mai 1933 zu Hitler als ihrem Führer bekannte.

Adolf Rein, der am selben Tag der NSDAP beitrug, schwor die Anwesenden noch einmal auf sein Konzept der Politischen Universität ein. Zuvor hatte sich der Mediziner und Nicht-Parteigenosse Ludolph Brauer in Vertretung des erkrankten Rektors für die gesamte Hamburgische Universität „zu der großen deutschen nationalen Erhebung“ bekannt und verkündet: „Wir bekennen uns zu unserem kraftvollen Reichskanzler Adolf Hitler [...]. Wir haben des Mannes, der uns von der deutschen Zwietracht erlösen sollte, sehnsüchtig geharrt. Nun ist er erstanden. Freudig wollen wir ihm dienen.“ Brauer betonte die Wichtigkeit von Vaterlandsliebe, Opferbereitschaft, Wehrhaftigkeit und Ehre, bevor er resümierte: „In diesen hohen Idealen werden unsere deutschen Universitäten zu allen Zeiten dastehen, weil es Deutsche sind, die an ihnen walten.“⁴¹ – „Juden“ gehörten nach Auffassung der meisten Anwesenden „natürlich“ nicht dazu. Trotz seiner Bekenntnisfreude wurde Ludolph Brauer selbst ein knappes Jahr später aus politischen Gründen in den Ruhestand versetzt. Da galten – vor allem ältere – deutsch-nationale Professoren schon als Ewiggestrige; als Bündnispartner ausgedient, sollten sie einem neuen nationalsozialistischen Wissenschaftlertypus nicht im Wege stehen.

Der Vollzug des Berufsbeamtengesetzes erfolgte 1933 innerhalb weniger Monate. Im Universitätssenat wurden die Entlassungen von Lehrenden bekannt gegeben, die selbst gerade noch diesem Gremium angehört hatten. Aber keine Bedenken artikulierten sich. Diskutiert wurden lediglich Fragen wie die, ob ein „nichtbeamteter außerordentlicher Professor“ nach seinem „Ausscheiden“ wohl seine Amtsbezeichnung weitertragen dürfe. Rektor Leo Raape verkündete, er habe sich dafür eingesetzt, „daß sämtliche Entlassungen, soweit sie nicht bereits ausgesprochen seien, mit Wirkung von einem und demselben Tage angeordnet würden, damit Ungleichheiten, die als Ungerechtigkeiten empfunden werden könnten, tunlichst vermieden würden“.⁴²

In einer Haltung, die geprägt war von Autoritätsgläubigkeit, Opportunismus, Selbstherrlichkeit und Ignoranz, wurden die Entlassungen erschreckend reibungslos durchgeführt: Zumeist wurden sie gar nicht in Frage gestellt, häufig nicht einmal als Unrecht wahrgenommen. Ausnahmen davon gab es nur wenige, etwa den national-konservativen Historiker Justus Hashagen, der in der Sitzung der Philosophischen Fakultät Ende April 1933 beantragte, die Fakultät solle ihr „einmütiges Bedauern“ über die Eingriffe in den Lehrkörper zum Ausdruck bringen – ein Antrag, der nach längerer Diskussion und Streichung des Wortes „einmütig“ tatsächlich angenommen wurde.⁴³ Doch handelte es sich dabei kaum um einen Akt der Gegenwehr, wohl eher um einen der Selbstberuhigung, sollte doch über den Beschluss Stillschweigen bewahrt werden. Lediglich den ausgestoßenen Kollegen wurde mitgeteilt, ihr „Schicksal“ werde von der Fakultät bedauert; ihnen gegenüber sollte der „gute Ton“ gewahrt bleiben. Auch für die in Hamburg von Entrechtung und Entwürdigung betroffenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler war das Ausbleiben wahrnehmbaren Protestes eine

erschütternde Erfahrung. Justus Hashagen im Übrigen wurde zwei Jahre später nach Denunziation beurlaubt und dann 1939 entlassen.⁴⁴

Die Mehrzahl der Entlassungen erfolgte bereits im Sommersemester 1933. In manchen Instituten fand ein wahrer Kahlschlag statt: im Kunsthistorischen wie im Sozialökonomischen Seminar, im Psychologischen Institut wie im Institut für Physikalische Chemie. Ganze Forschungszweige wurden beseitigt und Kontinuitätslinien abgeschnitten. Es ist symptomatisch für die rasche und grundlegende Veränderung der Hamburgischen Universität, dass Ernst Cassirers Lehrstuhl für Philosophie in ein neues Ordinariat für Rassenbiologie umgewidmet wurde und die ordentliche Professur für Kunstgeschichte, die Erwin Panofsky innegehabt hatte, im selben Jahr der Schaffung eines Ordinariats für Kolonial- und Überseegegeschichte diente, mit welchem sich Adolf Rein selbst beschenkte.

Begünstigt durch seine Doppelfunktion in Universität und Behörde, zog Adolf Rein die Fäden auch bei der „Neugestaltung des Lehrkörpers“. Eine Woche nach der Mai-Feier war er auf Betreiben der nationalsozialistischen Studierenden zum Fachreferenten für die Universitätsreform in der Hochschulbehörde, dann in der neuen Landesunterrichtsbehörde geworden. Reins Aufgabe bestand in der „Umstellung der Universität nach politischen Gesichtspunkten“. Personalpolitik spielte dabei eine zentrale Rolle, und die mehr als fünfzig Entlassungen allein im Jahre 1933, die meisten zum 30. September, waren ihm willkommene Voraussetzung für seine Umstrukturierungspolitik.

Insgesamt waren mehr als neunzig Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die der Hamburger Universität oder ihrem engen Umfeld angehörten, meist aus „rassischen“, zu etwa zwanzig Prozent aus anderen politischen Gründen von Entlassungen

betroffen.⁴⁵ Für jede Einzelne und jeden Einzelnen bedeutete die Vertreibung eine tiefe Zäsur in der eigenen Biographie. Fast alle der als „Nichtarier“ entlassenen Hochschullehrerinnen und -lehrer flohen in ein schwieriges Exil und konnten nur so ihr Leben retten.

Auch wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als eine vergleichsweise privilegierte Gruppe innerhalb der insgesamt ca. 500.000 Menschen umfassenden deutschsprachigen Emigration nach 1933 gelten, darf nicht übersehen werden, wie dramatisch Flucht, Exil, Ungewissheit und Existenzangst für jeden Einzelnen gewesen sein mögen. Freudig empfangen wurden im Ausland allenfalls jene Gelehrten, die zu den Spitzenkräften ihres Faches zählten oder über persönliche Verbindungen ins Aufnahmeland verfügten. Grundsätzlich aber waren emigrierte Wissenschaftler zunächst zusätzliche Konkurrenz auf einem ohnehin umkämpften Arbeitsmarkt. Häufig waren mehrere Durchgangsstationen zu meistern, bevor eine feste Hochschul- oder sonstige Anstellung im Ausland gelang. Grundsätzlich mussten auch Hochschullehrer bereit sein, mit ihren Familien weltweit dorthin zu gehen, wo sich eine Existenzmöglichkeit bot. Die von der Hamburger Universität Vertriebenen fanden Zuflucht vor allem in den USA und in Großbritannien; sie gingen aber auch in die Schweiz, nach Schweden, Palästina, Ägypten, Kanada, Guatemala, Venezuela, Argentinien, Brasilien, Australien und Neuseeland.⁴⁶

Und es gab diejenigen, denen die Flucht nicht mehr gelang: Die Professorin für Niederdeutsche Philologie Agathe Lasch – sie war 1923 erste Professorin der Hamburgischen Universität geworden – wurde nach vergeblichen Emigrationsbemühungen 1942 in den Tod deportiert.⁴⁷ Martha Muchow, Ernst Delbanco, Gerhard Lassar und Kurt Perels sahen in verzweifelter Lage nur noch die Möglichkeit des Suizids.⁴⁸ Singulär für die Hamburger

Universität war das Verhalten der Juristin Magdalene Schoch, die nicht entlassen wurde, aber sich weigerte, den Vorgaben eines inhumanen Regimes zu entsprechen. Zunehmender Isolierung und Gefährdung begegnete sie 1937 mit Kündigung und Emigration in die USA. Angesichts der drückenden Verhältnisse handelte es sich um keine „freiwillige“ Entscheidung, aber um eine beeindruckend autonome.⁴⁹

Die Vertreibung von Studierenden lief weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit ab.⁵⁰ Bis Oktober 1933 wurden 29 Hamburger Studentinnen und Studenten wegen „kommunistischer Betätigung“ vom Studium ausgeschlossen. Die Ausgrenzung jüdischer Studierender erfolgte schrittweise. Zunächst wurde mit dem Reichs-„Gesetz gegen die Überfüllung der deutschen Hochschulen und Schulen“ vom 25. April 1933 die Immatrikulation jüdischer Studienanfänger verhindert bzw. erschwert. Bereits eingeschrieben waren zu diesem Zeitpunkt insgesamt 164 Studierende, die nach der NS-Definition als „Nichtarier“ galten. Ihre Zahl verringerte sich in den folgenden Semestern aus nahe liegenden Gründen: die Atmosphäre eines ungehemmten Antisemitismus muss mehr als beklemmend gewesen sein, während sich Aussichten auf einen regulären Universitätsabschluss und die Lebensmöglichkeiten von Juden in Deutschland überhaupt rapide verengten. Im November 1938, kurz nach der Reichspogromnacht, wurde Juden auf Anordnung des Reichserziehungsministers endgültig der Besuch der Universität untersagt, wovon in Hamburg noch neun Studierende betroffen waren.

Abschließend soll noch ein kurzer Blick auf die Frage einer möglichen Remigration der Vertriebenen nach 1945 geworfen werden.⁵¹ Von den etwa 2.000 emigrierten Wissenschaftlern kehrten bisherigen Schätzungen zufolge nicht mehr als 250 in irgendeiner Weise zurück. Wenige Vertriebene fassten eine Zukunft in

Deutschland ernstlich ins Auge; wenige wurden von ihrer alten Wirkungsstätte überhaupt um Rückkehr gebeten. Etliche Emigranten hatten für sich und ihre Familien – zum Teil nach Überwindung erheblicher Schwierigkeiten – im Aufnahmeland ein neues Zuhause gefunden, verbunden mit einer festen Anstellung, integriert in einem neuen sozialen Umfeld. Andere dachten schon aus Alters- oder gesundheitlichen Gründen nicht mehr an einen erneuten Umzug. Vor allem aber gab es nach den eigenen Erfahrungen im „Dritten Reich“ und der genaueren Kenntnis des Holocausts eine naheliegende Skepsis gegenüber dem Nachkriegsdeutschland, dessen Entwicklung überdies nicht voraussehbar war. Konkret bedeutete schon ein Besuch in Deutschland eine schmerzhaft Auseinandersetzung mit der eigenen Vertreibungs- und Verfolgungsgeschichte sowie Begegnungen mit Menschen, die sich nur schwer ertragen ließen.

Mit offenen Armen empfangen wurde niemand, und eine kollektive Remigration war unerwünscht. Abgesehen von den fundamentalen Alltagsproblemen der direkten Nachkriegszeit, dem Lebensmittel-, Energie- und Wohnungsmangel, sowie den bisweilen rigide angewandten Einreiseregulungen der Alliierten, stießen Exilanten in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung auf massive Ablehnung. Weit verbreitet war eine Aufrechnungsmentalität und Abwehrhaltung, in der für Fragen nach der eigenen Verantwortung und dem Leid der Anderen, der Emigranten, kein Platz war. In den 1950er Jahren folgte der Polemik eine zunehmende Tabuisierung des Themas Emigration. Rückkehrer wurden dabei zu unfreiwilligen Störfaktoren. Wer nicht erneut ausgegrenzt werden wollte, schwieg besser von erzwungener Vertreibung, schwierigem Exil, ermordeten Familienangehörigen und Fremdheitsgefühlen in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft.

Einen weiten Remigrationsbegriff zugrunde gelegt, kehrten schließlich sieben ehemalige Mitglieder der Hamburger Universität, in unterschiedlicher Position und Intensität, einige nur für ein Gastsemester, an jene Hochschule zurück, von der sie vertrieben worden waren. Unter ihnen war der 1933 als Jude vertriebene Politikwissenschaftler Siegfried Landshut der einzige, der noch langjährig als Ordinarius an der Universität Hamburg lehrte.⁵²

Auch insgesamt entschloss sich nur eine kleine Gruppe emigrierter Wissenschaftler zur Rückkehr an eine deutsche Hochschule. Oft kamen die Gelehrten trotz starker Zweifel und erst nach mehreren Besuchen, Gastvorträgen und Gastprofessuren zurück, trugen dann aber ihrerseits zu einem bedeutenden Wissens- und Kulturtransfer bei und beförderten nicht selten eine Wiederanknüpfung internationaler Kontakte. Vor Anfeindungen waren Emigranten und Remigranten indes nicht geschützt. So erfuhr Landshut 1953 von seinen Studierenden, sie seien von dem Historiker Egmont Zechlin gewarnt worden, bei ihm zu studieren, schließlich habe Landshut im Krieg auf der falschen Seite gestanden.⁵³ Das drastischste Beispiel für eine skandalös-abwehrende Haltung lieferte in den 1950er Jahren indes die Philosophische Fakultät der Universität Hamburg, als sie mit allen Mitteln die auch nur temporäre Rückkehr des Germanisten Walter A. Berendsohn verhinderte, weil sie wusste, dass er als Exilforscher den Comment des Beschweigens nicht mitmachen würde. Doerte Bischoff wird gleich darüber berichten.⁵⁴ Wie sich in den 1950er und 1960er Jahren zeigte, blieb die Frage der Rückkehr voller Brisanz: Für die in Deutschland Gebliebenen bedeutete sie potenziell immer auch eine Konfrontation mit dem Versagen der deutschen Universitäten und dem eigenen Verhalten im „Dritten Reich“. Zu einer solchen Auseinandersetzung aber waren auch nach 1945 nur wenige deutsche Professoren bereit oder in der Lage.

Epilog

Es dauerte Jahrzehnte, bis die Geschichte der deutschen Hochschulen im „Dritten Reich“ wissenschaftlich erschlossen wurde. Erst nach einem Generationenwechsel und in einer neu verfassten Universität begann in den 1980er Jahren die systematische Erforschung der Universitäten in der NS-Zeit und auch der Vertreibung von Hochschullehrern ab 1933.⁵⁵ Die Universität Hamburg hat hier mit dem eingangs erwähnten Forschungsprojekt „Hochschulalltag im ‚Dritten Reich‘“⁵⁶ Maßstäbe gesetzt und auch selbst seither immer wieder daran angeknüpft. Die meisten der in der NS-Zeit Ausgeschlossenen und Entrechteten haben diese Bemühungen nicht mehr erlebt. Doch auch für die Folge-Generationen – und das Selbstverständnis der Universitäten – bleibt die Beschäftigung mit diesem Thema von zentraler Bedeutung, wie nicht zuletzt die heutige Hamburger Gedenkveranstaltung im Agathe-Lasch-Hörsaal zu bezeugen vermag.

Anmerkungen

- 1 Einleitung zum Kapitel Wissenschaftsemigration. In: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945. Hg. von Claus-Dieter Krohn, Patrik von zur Mühlen, Gerhard Paul und Lutz Winckler, unter redaktioneller Mitarbeit von Elisabeth Kohlhaas in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Exilforschung. Darmstadt 1998, Sp. 681-690, hier Sp. 683.
- 2 Vgl. Angela Bottin unter Mitarbeit von Rainer Nicolaysen: ENGE ZEIT. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 11). Berlin/Hamburg 1992 [zuerst Ausstellungskatalog. Hamburg 1991]; Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. 3 Teile (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991.
- 3 Vgl. Michael Grüttner: Wissenschaft. In: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Hg. von Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiß. 5., aktual. und erw. Aufl. München 2007, S. 143-165, hier S. 146.
- 4 Vgl. die Artikel zur Wissenschaftsemigration in den einzelnen Fächern in: Krohn u. a. (Hg.): Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945 (wie Anm. 1), Sp. 681-922.
- 5 Vgl. zum selben Thema mit Beispielen aus Braunschweig: Rainer Nicolaysen: „Das war, als ob sich ein leerer Raum um einen bildete.“ Über Vertreibung und Exil deutschsprachiger Hochschullehrer 1933 bis 1945. In: Jüdisches Leben und akademisches Milieu in Braunschweig. Nellie und Kurt Otto Friedrichs. Wissenschaftliche Leistungen und illegale Liebe in bewegter Zeit. Hg. von Gerd Biegel, Angela Klein, Peter Albrecht und Thomas Sonar (Braunschweiger Beiträge zur Kulturgeschichte, Bd. 2). Frankfurt am Main u. a. 2012, S. 119-130.
- 6 Reichsgesetzblatt I 1933, S. 175 f.
- 7 In der 1. Durchführungsverordnung zum BBG vom 11. April 1933 heißt es unter Nr. 2 zu § 3 Abs. 1 BBG: „Als nicht arisch gilt, wer von nicht arischen, insbesondere jüdischen Eltern oder Großeltern abstammt. Es genügt, wenn ein Elternteil oder ein Großelternanteil nicht arisch ist. Dies ist insbesondere dann anzunehmen, wenn ein Elternteil oder Großelternanteil der jüdischen Religion angehört hat.“ Reichsgesetzblatt I 1933, S. 195.
- 8 Ziffer 3 zu § 3 der 3. Durchführungsverordnung zum BBG vom 6. Mai 1933, Reichsgesetzblatt I 1933, S. 245.
- 9 Reichsgesetzblatt I 1935, S. 1146 sowie die 1. Verordnung zum BBG vom 14.11.1935, Reichsgesetzblatt I 1935, S. 1333 f.
- 10 Vgl. Michael Grüttner/Sven Kinas: Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus

- den deutschen Universitäten 1933-1945. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 55 (2007), S. 123-186.
- 11 Ebd., S. 141.
- 12 Ebd., S. 141 f.
- 13 Ebd., S. 148.
- 14 Ebd., S. 143
- 15 Ebd.
- 16 Ebd., S. 140.
- 17 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Vierter Band: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949. München 2003, S. 825.
- 18 Vgl. zu Hamburg: Barbara Vogel: Anpassung und Widerstand. Das Verhältnis Hamburger Hochschullehrer zum Staat 1919 bis 1945. In: Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2), Teil 1, S. 3-83.
- 19 Die Würzburger Erklärung ist abgedruckt bei: Bruno W. Reimann: Einleitung. Deutsche Universität und Nationalsozialismus. „Selbst-Gleichschaltung“, Selbstpolitisierung – Probleme der Vergangenheitsbewältigung. In: Frontabschnitt Hochschule. Die Gießener Universität im Nationalsozialismus. Mit Beiträgen von Jürgen Bohles u. a. Gießen 1982, S. 7-35, hier S. 21.
- 20 Vgl. Helmut Heiber: Universität unterm Hakenkreuz, Teil II: Die Kapitulation der Hohen Schulen. Das Jahr 1933 und seine Themen, Bd. 1. München/London/New York/Paris 1992, S. 18 f.
- 21 Vgl. Rainer Nicolaysen: Geistige Elite im Dienste des „Führers“. Die Universität zwischen Selbstgleichschaltung und Selbstbehauptung. In: Hamburg im „Dritten Reich“. Hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Göttingen 2005, S. 336-356.
- 22 Hartmut Tietze: Hochschulen. In: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. V: 1918-1945 – Die Weimarer Republik und die nationalsozialistische Diktatur. Hg. von Dieter Langewiesche und Heinz-Elmar Tenorth. München 1989, S. 209-240, hier S. 224.
- 23 Vgl. Michael Grüttner: Studenten im Dritten Reich. Paderborn/München/Wien/Zürich 1995.
- 24 Vgl. Toni Cassirer: Mein Leben mit Ernst Cassirer. Hamburg 2003 [verfasst 1948; gekürzte Erstveröffentlichung postum. Hildesheim 1981], S. 195.
- 25 Ernst Cassirer an Albrecht von Wrochem, den zuständigen Referenten in der Hochschulbehörde (der im Mai 1933 selbst entlassen wurde), 27.4.1933; zitiert nach ebd., S. 207 f.; vgl. auch Rainer Nicolaysen: Plädoyer eines Demokraten. Ernst Cassirer und die Hamburgische Universität 1919 bis 1933. In: Philosophie

- und Gestalt der Europäischen Universität. Akten der Internationalen Fachtagung Budapest, 6.-9. November 2003. Hg. von István Fehér und Peter L. Oesterreich. Stuttgart/Bad Cannstatt 2008 (Schellingiana, Bd. 18), S. 290-335.
- 26 Albert Einstein an Max Born, 30.5.1933. In: Albert Einstein – Hedwig und Max Born. Briefwechsel 1916-1955. Kommentiert von Max Born. Geleitwort von Bertrand Russell, Vorwort von Werner Heisenberg. Frankfurt am Main/Berlin 1986, S. 159 f., Zitat S. 160.
- 27 Ebd., S. 162.
- 28 Fernsehgespräch mit Günter Gaus. In: Hannah Arendt: Ich will verstehen. Selbstauskünfte zu Leben und Werk. Mit einer vollständigen Bibliographie. Hg. von Ursula Ludz. München/Zürich 1996, S. 44-70, Zitat S. 56 f.
- 29 Toni Cassirer: Mein Leben mit Ernst Cassirer (wie Anm. 24), S. 178.
- 30 Vgl. zur frühen Geschichte der Hamburger Universität: Rainer Nicolaysen: Glanzvoll und gefährdet. Über die Hamburger Universität in der Weimarer Republik. In: Andocken. Hamburgs Kulturgeschichte 1848 bis 1933. Hg. von Dirk Hempel und Ingrid Schröder unter Mitarbeit von Norbert Fischer, Anna-Maria Götz, Johanna Meyer-Lenz, Mirko Nottscheid, Myriam Richter und Bastian Weeke (Beiträge zur Hamburgischen Geschichte, Bd. 4). Hamburg 2012, S. 114-131.
- 31 Vgl. Rainer Hering: Der „unpolitische“ Professor? Parteimitgliedschaften Hamburger Hochschullehrer in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. In: Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2), Teil 1, S. 85-111, hier S. 92.
- 32 Ebd., S. 93.
- 33 Zu den Studierenden vgl. die sich auf Hamburg beziehende Studie von Geoffrey J. Giles: Students and National Socialism in Germany. Princeton 1985; Michael Grüttner: „Ein stetes Sorgenkind für Partei und Staat“. Die Studentenschaft 1930 bis 1945. In: Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2), Teil 1, S. 201-236.
- 34 Arnt Goede: Adolf Rein und die „Idee der politischen Universität“ (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 17). Hamburg 2008.
- 35 Adolf Rein: Die Idee der politischen Universität. Hamburg 1933.
- 36 Adolf Rein: Politik und Universität. Erinnerungen, diktiert 1976-1978, S. 75 [unveröffentlicht; Kopie in der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte].
- 37 Vgl. Goede: Adolf Rein (wie Anm. 34), S. 92.
- 38 Alfred Engelken, Hochschulgruppenführer des NS-Studentenbundes, an Friedrich Offerdinger, Präses der Hochschulbehörde, 11.4.1933 und 12.4.1933; Kopien in der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte; der Brief vom 12. April 1933 ist faksimiliert abgedruckt in: Nicolaysen: Geistige Elite (wie Anm. 21), S. 343.

- 39 Staatsarchiv Hamburg (StA HH), 364-13 Fakultäten/Fachbereiche der Universität, Phil Fak P 10, Protokoll der Sitzung der Philosophischen Fakultät vom 29.4.1933.
- 40 StA HH, 364-5 I Universität I, C 20.4, Bd. 5, Protokoll der Sitzung des Universitäts-senats vom 27.4.1933.
- 41 Kopie der Rede Brauers in der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Universitäts-geschichte; teilweise abgedruckt in: Bottin: ENGE ZEIT (wie Anm. 2), S. 29.
- 42 StA HH, 364-5 I Universität I, C 20.4, Bd. 5, Protokoll der Sitzung des Universitäts-senats vom 28.7.1933.
- 43 Vgl. Peter Borowsky: Die Philosophische Fakultät 1933 bis 1945. In: Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2), Teil 2, S. 441-458, hier S. 442f.
- 44 Peter Borowsky: Justus Hashagen, ein vergessener Hamburger Historiker. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 84 (1998), S. 163-183.
- 45 Vgl. die Liste „Vertriebene Wissenschaftler“. In: Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2), Teil 3, S. 1471-1490, sowie Bottin: ENGE ZEIT (wie Anm. 2).
- 46 Vgl. Bottin: ENGE ZEIT (wie Anm. 2), S. 8.
- 47 Vgl. zuletzt: Christine M. Kaiser/Mirko Nottscheid: Vertreibung – gescheiterte Emigration – lokale Disziplinengeschichte: Agathe Lasch (1879-1942) und die Hamburger Germanistik. In: Alma Maters Töchter im Exil. Zur Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Akademikerinnen in der NS-Zeit. Hg. von Inge Hansen-Schaberg und Hiltrud Häntzschel (Frauen und Exil, Bd. 4). München 2011, S. 185-209.
- 48 Für diese vier Suizid-Opfer wurden im April 2010 vor dem Hauptgebäude der Universität Hamburg „Stolpersteine“ verlegt. Vgl. Rainer Nicolaysen: Alltägliches Erinnern. 10 Stolpersteine vor dem Hauptgebäude. In: UHH Hochschulmagazin, Ausgabe 2, Mai 2010, S. 10-13.
- 49 Vgl. Rainer Nicolaysen: Für Recht und Gerechtigkeit. Über das couragierte Leben der Juristin Magdalene Schoch (1897-1987). In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 92 (2006), S. 113-143.
- 50 Vgl. Grüttner: Studentenschaft (wie Anm. 33), S. 211 f.
- 51 Vgl. als Überblick zur Remigration: Marita Krauss: Heimkehr in ein fremdes Land. Geschichte der Remigration nach 1945. München 2001; „Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause“. Die Remigration vertriebener Juden nach Deutschland. Hg. von Irmela von der Lühe, Axel Schildt und Stefanie Schüler-Springorum (Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 32). Göttingen 2008.
- 52 Vgl. Rainer Nicolaysen: Die Frage der Rückkehr. Zur Remigration Hamburger Hochschullehrer nach 1945. In: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 94

(2008), S. 117-152; zu Landshut: Ders.: Siegfried Landshut. Die Wiederentdeckung der Politik. Eine Biographie. Frankfurt am Main 1997.

⁵³ Vgl. ebd., S. 400 f.

⁵⁴ Vgl. den folgenden Beitrag in diesem Band.

⁵⁵ Vgl. Eckart Krause: Auch der unbequemen Wahrheit verpflichtet. Der lange Weg der Universität Hamburg zu ihrer Geschichte im „Dritten Reich“. In: Peter Reichel (Hg.): Das Gedächtnis der Stadt. Hamburg im Umgang mit seiner nationalsozialistischen Vergangenheit (Schriftenreihe der Hamburger Kulturstiftung, Bd. 6). Hamburg 1997, S. 187-217, wieder abgedruckt in: Anton F. Guhl/Malte Habscheidt/Alexandra Jaeger (Hg.): Gelebte Universitätsgeschichte. Erträge jüngster Forschung. Eckart Krause zum 70. Geburtstag (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Sonderband). Berlin/Hamburg 2013, S. 227-259.

⁵⁶ Krause/Huber/Fischer (Hg.): Hochschulalltag (wie Anm. 2)

DOERTE BISCHOFF

**DIE JÜDISCHE EMIGRATION UND DER BEGINN
EINER (TRANS-)NATIONALEN EXILFORSCHUNG:
WALTER A. BERENDSOHN**

Die Geschichte, die Walter A. Berendsohn und die Universität Hamburg verbindet, gehört wahrscheinlich zu den unrühmlichsten, die es mit Blick auf die bald 100-jährige Geschichte dieser Universität zu erzählen gibt. Sie ist eine Geschichte der Infamie und Diffamierung, des Schweigens und Vergessens, der unterlassenen Gesten der Reue und der nicht wahrgenommenen Chancen der Wiederbegegnung. Vor allem ist es eine Geschichte, die geprägt ist von Diskontinuität und Brüchen. Dass sie hier heute trotzdem oder gerade deshalb exemplarisch erzählt werden soll und kann, verdankt sich zum einen dem unermüdlichen Bemühen Berendsohns selbst, der sich nicht zum Schweigen bringen ließ und der als Vertriebener und Exilant nach 1945 nicht davon abließ, Kontakt zu suchen, wovon viele Dokumente zeugen. Es verdankt sich aber auch einigen hartnäckigen Streitern gegen das Vergessen, vor allem dem Hamburger Künstler Arie Goral, der im Jahre 1984 zum hundertsten Geburtstag des 1933 entlassenen Hamburger Germanisten, den dieser beinahe noch erlebt hätte, eine Gedenkausstellung mit zahlreichen Dokumenten und Materialien, auf die auch ich im Folgenden hier und da zurückgreifen werden, veranstaltete.¹ Dass die an der Universität Hamburg seit den 1970er Jahren angesiedelte Forschungsstelle für deutschsprachige Exilliteratur, als deren Leiterin ich im Kontext dieser Gedenkveranstaltung sprechen darf, heute den offiziellen Namen „Walter A. Berendsohn Forschungsstelle“ trägt, geht ebenfalls auf Anregungen Gorals zurück,² die Vertreter der Universität aufgriffen und in einem Gedenkakt an diesem Ort im Januar 2001 umsetzten.

Kaum etwas könnte Diskontinuität und Bruch im Verhältnis zwischen der Universität und ihrem ehemaligen jüdischen Mitglied Berendsohn besser zum Ausdruck bringen als diese Namensgebung. Denn zwischen der Existenz der Exil-Forschungsstelle und ihrem nunmehrigen Namenspatron besteht gerade kein Kontinuitätsverhältnis: Berendsohn war weder ihr Begründer noch jemals ihr Leiter, er hätte es aber sein wollen – die Idee zu einer Einrichtung einer entsprechenden Institution hatte er schon in der Nachkriegszeit formuliert. Vor allem aber hätte er es sein können und sein sollen, war er doch derjenige, der noch unter den schwierigen Bedingungen des eigenen Exils den ersten systematischen Versuch unternahm, diejenige Literatur, deren Autoren und Autorinnen vor den Nationalsozialisten fliehen mussten, zu sammeln, zu kategorisieren und in Ansätzen auch literaturwissenschaftlich zu beschreiben. Zu Recht gilt er damit bis heute als „Nestor“ oder „Vater“ der Exilliteraturforschung,³ deren Institutionalisierung im Nachkriegsdeutschland freilich ebenso gründlich blockiert wurde wie Berendsohns fortgesetztes Bemühen, die Verbindung zu seiner alten Universität wieder anzuknüpfen und – möglicherweise – in seiner Heimatstadt Hamburg wieder Fuß zu fassen. Nach der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Berendsohn durch die Universität Stockholm, an der er in den 1950er und 1960er Jahren gelehrt hatte, im Jahre 1974 ernannte ihn 1982 auch die Hamburger Universität unter ihrem damaligen Präsidenten Peter Fischer-Appelt zum Ehrendoktor – die Verleihung im Jahr darauf konnte allerdings nicht in Hamburg stattfinden, weil der inzwischen fast hundertjährige Geehrte diese Reise, auf die er sich Jahrzehnte früher sicherlich mit Freude begeben hätte, nicht mehr antreten konnte.

Doch von Anfang an: Der gebürtige Hamburger aus assimiliertem jüdischen Elternhaus, der schon als Kind beide Eltern verloren hatte, absolvierte nach Abschluss der Realschule in

Wandsbek zunächst eine kaufmännische Lehre, bevor er 1905, nach Ableistung des Dienstjahres als „Einjährig-Freiwilliger“, nach Berlin ging, wo er das Abitur nachholte und ein Studium aufnahm, das er in Freiburg, München und Kiel fortsetzte. Dies alles, so ist zu vermuten, weitgehend aus eigener Kraft durch Unterricht und kleinere Publikationen in Zeitschriften – die Forschung beschreibt den jungen Berendsohn auch als einen jener jüdischen Studenten, die gezwungen waren, ihre Bildung buchstäblich zu erhungern.⁴ In Kiel wurde er 1912 über die Aphorismen Lichtenbergs promoviert, eine Themenwahl, die auf seine aufklärerisch-liberale Überzeugung verweist, die er bereits als aktives Mitglied der freistudentischen Bewegung entwickelt und vielfältig artikuliert hatte. Prägend für Berendsohn waren in diesen Jahren auch seine Teilnahme am Weltfriedenskongress 1908 in München, in deren Folge er zu einem erklärten Pazifisten wurde, sowie eine Reihe von Studentenreisen ins europäische Ausland, aber auch in die USA, die er zum Teil als Mitorganisator begleitete. In Artikeln, die er in dieser Zeit publizierte, beschreibt er emphatisch, dass der Wert solcher Reisen nicht nur die Kenntnis und Wertschätzung fremder Kulturen fördere, sondern auch das Verhältnis zur eigenen Kultur aus der distanzierteren, vergleichenden und umfassenderen Perspektive intensivieren könne.⁵

Der Erste Weltkrieg, in dem er an der Westfront eingesetzt wird, ist für Berendsohn denn auch, trotz seiner durch Dekorationen und Zeugnisse Vorgesetzter dokumentierten Einsatzbereitschaft und „Tapferkeit“,⁶ kein Katalysator nationalistischer Bekenntnisse wie für viele andere. Im Gegenteil: Nach 1918 – Berendsohn ist jetzt sogenannter wissenschaftlicher Hilfsarbeiter (heute würde man sagen: Mitarbeiter) am Germanischen Seminar der Hamburgischen Universität – ist er umso überzeugter Pazifist. Neben seiner akademischen Tätigkeit für seine humanistischen und republikanischen Ideale einzutreten, erschien

ihm ein wesentlicher Auftrag, dem er durch ein, den engeren Raum von Hochschule und Wissenschaft immer auch überschreitendes politisches, publizistisches Engagement sowie durch öffentliche Vorträge und Lehre in Bildungsinstitutionen wie der Volkshochschule nachkommen wollte. Er will gehört und verstanden werden, nicht aus persönlichem Geltungsbedürfnis, wie Weggefährten immer wieder betonen, sondern im Interesse der Sache, um die es ihm zu tun ist. Er wird Mitglied der Hamburger Freimaurerloge, Mitherausgeber der ihr nahestehenden Zeitschrift „Ethische Kultur“ und 1926 tritt er der SPD bei. Im selben Jahr wird er – sechs Jahre nach seiner Habilitation in Hamburg mit einer Arbeit über „Grundformen volkstümlicher Erzählerkunst in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm“ – zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Er ist damit nicht nur einer der ersten Habilitierten dieser Universität, sondern in der Zwischenkriegszeit auch einer der wenigen sozialdemokratischen, ausdrücklich für aufklärerische und republikanische Ideen werbenden Professoren.

Ein Sonderfall ist er außerdem als jüdischer Germanist, der zwar bis 1933 keine planmäßige Professorenstelle bekleidete – was ihm nach 1945 noch einmal zum Verhängnis wurde –, der aber dennoch die Hamburger Germanistik in ihren Anfängen, und zwar sowohl das Seminar für Sprachgeschichte, an dem er wie seine ebenfalls jüdische Kollegin Agathe Lasch institutionell verankert war, als auch das literaturwissenschaftliche Schwesternseminar, in diesen Jahren prägte. Bemerkenswert ist, dass Berendsohn sich nicht nur auf sprachhistorische Studien und Sprachkurse beschränkte – so gab er beispielsweise regelmäßig Kurse für Schwedisch, eine Sprache, die er bereits während seiner kaufmännischen Tätigkeiten gelernt hatte –, vielmehr dokumentiert sich sein großes Interesse für skandinavische Gegenwartsliteratur, die in den folgenden Jahren immer wieder Gegenstand

seiner Forschungen wurde (er publizierte zu Selma Lagerlöf, Henrik Ibsen und Knut Hamsun), auch in seinen Lehrveranstaltungen. Dabei war mehr als deutlich, dass Berendsohn mit seiner Annäherung an nordische Traditionen und Literaturen kaum dem entsprach, was sich die Nationalsozialisten, die sich einen großgermanischen Mythos für ihre Zwecke zurechtzimmerten, darunter vorstellten. Zudem war natürlich sein Judentum, das für Berendsohn selbst bis dahin zumal in seiner wissenschaftlichen Arbeit kaum eine Rolle gespielt hatte, für die Ideologen einer „reinen“ nordischen Rasse ein Stein des Anstoßes. Am 11. und 12. April 1933 machte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund, Hochschulgruppe Hamburg, Eingaben an den nationalsozialistischen Präses der Hochschulbehörde, in denen Berendsohn als einer von sechs Professoren der Hamburger Universität genannt wurde, die sich „als ganz besonders unerträglich für die Studentenschaft erwiesen hätten“.⁷

„Der Studentenschaft hat sich eine ausserordentliche Erregung ermächtigt, als sie aus den Vorlesungsankündigungen erfuher [sic!], dass auch weiterhin Leute als Lehrer deutscher Jugend auftreten sollen, die sich in der letzten Zeit durch ihre politische Tätigkeit entweder mit den marxistischen Volksfeinden verbündet haben, oder durch die Art ihrer Lehrtätigkeit in Verbindung mit ihrer Rassezugehörigkeit keinen Anspruch darauf machen können, weiterhin Hamburgs Lehrernachwuchs heranzuziehen.“⁸

Es sei „eine Schande“, so heißt es weiter, „dass ein Mann wie Berendsohn [...] ausgerechnet der einzige Lehrer für nordische Literatur ist“.⁹ Es ist bedrückend nachzuvollziehen, dass diese studentischen Forderungen und Drohungen von der Hochschulbehörde in keiner Weise zurückgewiesen, sondern im Gegenteil als offenbar willkommenes Argument benutzt wurden, Berendsohn nahezulegen, seine Lehre umgehend niederzulegen und ihn aus dem Amt zu drängen. Hierzu war mit dem kurz zuvor

verabschiedeten „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ die rechtliche Grundlage geschaffen worden. Allerdings hätte es durchaus die Möglichkeit gegeben, Berendsohn von den unmittelbaren beruflichen Konsequenzen zunächst zu verschonen, etwa unter Verweis auf seine „Verdienste“ als Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg, was zwei ehemalige militärische Vorgesetzte, die über Berendsohns Entlassung schockiert waren, in Briefen an den Senator tatsächlich versuchten.¹⁰ Ohne Erfolg – als Sozialist, Pazifist, Freimaurer, Jude und Germanist hatte Berendsohn den geballten Hass der Nationalsozialisten auf sich gezogen. Am 6. Juli 1933 erreicht ihn die Mitteilung seiner Entlassung – mit Wirkung vom 31. August des Jahres. Die Entziehung der Lehrbefugnis folgt noch im selben Monat. Das Dekanat ringt sich zu einer schriftlichen Bekundung des Bedauerns durch, Conrad Borchling, Lehrstuhlinhaber und Direktor des Germanischen Seminars, der Berendsohn bis dahin gefördert, seine Habilitation betreut und die Berufung auf die außerplanmäßige Professur unterstützt hatte, lässt den Mitarbeiter und Kollegen widerstandslos gehen – geschmeidig bemüht sich der gerade in die NSDAP Eingetretene darum, die freigewordenen Stellen im Seminar mit Nachfolgern zu besetzen, deren Orientierung der „neuen Zeit“ entspricht.

Berendsohn selbst gab sich keiner Illusion über die Bedeutung und die Konsequenzen der Vorgänge in diesen Monaten hin. Bereits 1932 war er während eines Vortrags über Menschenrechte in Erfurt mit Stinkbomben beworfen worden,¹¹ seine Rede auf dem Lessing-Abend der Jüdischen Künstlerhilfe in Hamburg im Juni 1933 beginnt mit den Worten „Ob noch jüdische Professoren an deutschen Hochschulen werden wirken können, ist sehr fraglich geworden. Die meisten werden ins Ausland gehen müssen, um dort zu leben und zu lehren.“¹² Kaum einen Monat später ist Berendsohn bereits ins Exil „unter das däni-

sche Strohdach“ geflohen, wie es in einem berühmten Gedicht Brechts, der ebenfalls eine Zeitlang im dänischen Exil lebte, heißt. Die Hoffnung allerdings, an der Universität Kopenhagen nicht nur leben, sondern auch lehren zu können, erfüllte sich zunächst für Berendsohn nicht: In den folgenden Jahren war er darauf angewiesen, seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie – seine nicht-jüdische Frau und die beiden Töchter waren mit ihm emigriert – durch Vortrags-, Publikations- und vereinzelte Lehrtätigkeit zu bestreiten – kein leichtes Unterfangen. Er selbst vergleicht seine Existenz in einem 1948 verfassten Lebensrückblick mit der eines „Landstreichers der etwas besseren Art, der sich bald hier bald dort [...] etwas zu arbeiten suchte“. An anderer Stelle bezeichnet er sich als „fahrenden Scholar“ und „Handelsreisenden mit Vorträgen“.¹³ Hier kam ihm seine Tendenz, sich in vielen gesellschaftlichen Foren zu bewegen und zu Wort zu melden, die ihm aus akademischer Perspektive gelegentlich als mangelnde Konzentration ausgelegt worden war, zugute. Doch die Vielfalt seiner Aktivitäten und seine Begabung als „Netzwerker“ (avant la lettre) ermöglichte ihm nicht nur das Überleben unter Bedingungen, in denen jeder institutionelle Halt weggebrochen war, sie ließen ihn auch zu einer wichtigen Referenz- und Integrationsfigur des Exils werden. Zahlreiche heute in 35 Teilnachlässe zersplitterte, an unterschiedlichen Orten archivierte Sammlungen seiner Hinterlassenschaften dokumentieren unermüdliche Kontakt-suche und Korrespondenzen, in denen er für Projekte gezielt warb – etwa für die Einrichtung eines politisch neutralen Emigrantenzentrums samt Bibliothek in Kopenhagen, später, nach 1945, dann auch für die Vergabe des Literaturnobelpreises an die Mit-Emigrantin Nelly Sachs (1966), als deren Entdecker er gilt, sowie des Friedensnobelpreises an Willy Brandt (1971), der ebenfalls im skandinavischen Exil politisch und publizistisch aktiv gewesen war.

Bereits in den 1930er Jahren engagierte sich Berendsohn einerseits dezidiert für die „Sammlung“ der nicht nur in Dänemark oder den anderen skandinavischen Ländern, sondern praktisch in der ganzen Welt zerstreuten Exilanten im Sinne einer Vernetzung der „aus Deutschland Gefallenen“ – um mit einem Buchtitel eines anderen Exilanten (Konrad Merz) zu sprechen¹⁴ – sowie im Sinne einer (kultur-)politischen Einigung der antifaschistischen Kräfte. Gleichzeitig aber betreibt er auf vielen Ebenen eine Annäherung an das Gastland. In kultureller Vielfalt, in der Erkenntnis des vielfältigen Zusammenhangs und Aufeinanderbezogeneins sowie im Austausch der Kulturen liegen für ihn zentrale Impulse zu einer Überwindung nationalistischer Verengung und Ausgrenzung.

In Vorträgen, Publikationen und in der Lehre spielt etwa der von Goethe geprägte Begriff der Weltliteratur als Bezugspunkt für jede ernstzunehmende literarische Produktion eine zentrale Rolle. „Die Geschichte der Weltliteratur“, die bislang ungeschrieben sei, beginnt eigentlich erst, so formuliert Berendsohn einmal, „wenn ein Werk die Grenzen des eigenen Landes und dann die der eigenen Sprache überschreitet. Es gilt die Aufmerksamkeit nicht auf die Entstehung, sondern auf die Nachwirkung der literarischen Werke einzustellen, soll eine wirkliche Geschichte der Weltliteratur entstehen.“¹⁵ Berendsohns Auseinandersetzung mit dem Konzept der Weltliteratur, die übrigens noch einer genaueren Erforschung harret, ist für eine aktuelle Annäherung an die historische Exilzeit besonders interessant, die danach fragt, inwiefern hier bereits Fragen und Begriffe entwickelt wurden, die auf heutige Diskussionen um Globalisierung und Transnationalität, in deren Horizont auch der Begriff der Weltliteratur eine neue Konjunktur erlebt, vorausweisen. So denke ich, dass sich Berendsohns emphatische Hinwendung zu diesem Begriff nicht nur mit einem Bedürfnis erklären lässt, in

Zeiten der Bedrohung des kulturellen Erbes mit Goethe an einen großen Repräsentanten einer deutschen Literatur anzuknüpfen, die über Deutschland hinaus wirksam war und die in der Welt für ein „anderes Deutschland“ stehen konnte.¹⁶ Ebenso deutlich scheint doch, dass hier ein Verständnis von Literatur formuliert wird, das ausdrücklich über die Vorstellung nationalkultureller Verwurzelung, Besonderheit und Repräsentanz hinausweist. Nicht das Nebeneinander nationaler Literaturen macht die Weltliteratur, so Berendsohn, diese entsteht erst durch Übersetzung und Verflechtung, die nicht statisch gedachte Grenzen von Nationalkulturen und ihren Literaturen, sondern stattdessen einen dynamischen Kulturtransfer erkennbar werden lassen. „Lebendig“, so eine wiederkehrende Beobachtung Berendsohns, ist eine Literatur nur dann, wenn sie im Austausch bleibt. Ein anderer Exilant, der große Philologe Erich Auerbach, hat in einem programmatischen Aufsatz über „Die Philologie der Weltliteratur“ 1952 die Notwendigkeit, sich mit diesem Begriff auf neue Weise zu beschäftigen, ausdrücklich mit seiner Erfahrung von Vertreibung und Exil in Verbindung gebracht: Dieses „praktische Seminar in Weltgeschichte“ habe den Gesichtskreis erweitert und zu mancher neuen Einsicht geführt, u. a. zu derjenigen, dass die Heimat des Philologen die Erde sei:

„[...] die Nation kann es nicht mehr sein. Gewiß ist noch immer das Kostbarste und Unentbehrlichste, was der Philologe ererbt, Sprache und Bildung seiner Nation; doch erst in der Trennung, in der Überwindung wird es wirksam. Wir müssen, unter veränderten Umständen, zurückkehren zu dem, was die vornationale mittelalterliche Bildung schon besaß: zu der Erkenntnis, daß der Geist nicht national ist.“¹⁷

Wie gezeigt, findet man bei Berendsohn ganz ähnliche Formulierungen wie diese, auf die aktuell wieder häufig Bezug ge-

nommen wird, fast wortgleich und z. T. bereits deutlich früher. Bemerkenswert ist dabei, dass er sein Verständnis von Weltliteratur nicht nur als Antwort auf Exilerfahrungen entwickelt, sondern dass in diesem Zusammenhang außerdem der Bezug auf sein Judentum und eine jüdische, transnationale Tradition eine wichtige Rolle spielt. Tatsächlich „entdeckt“ Berendsohn die Bedeutung des Judentums für sich selbst, seine Ideen und Arbeiten wie viele andere erst infolge der ausgrenzenden Fremdzuschreibung durch die Nationalsozialisten.¹⁸ Die Hinwendung zum Judentum bedeutet für ihn aber ausdrücklich weder eine Abwendung von der ihn prägenden deutschen Kultur und Gemeinschaft noch eine Identifikation mit jüdisch-nationalen Bestrebungen, wie sie sich im Zionismus artikulieren. Auf den Brief einer jüdischen Freundin, die der Meinung ist, die Juden hätten mit der deutschen Frage nichts (mehr) zu tun, sondern täten gut daran, sich von Deutschland abzuwenden und sich zu einer jüdischen Gemeinschaft zu bekennen, reagiert Berendsohn mit einer klaren Zurückweisung solcher Alternativentscheidung: „Zwischen den organisierten Juden und mir gibt es Gemeinsames, aber auch viel Differenzen, wofür Sie Verständnis haben sollten. Ich kann nicht in die Enge des orthodoxen Judentums zurück. Ich kann mich als ‚Germanist‘ und mit einer nicht-jüdischen Frau nicht als Zionist wichtig machen.“¹⁹ „Nein, wir Juden, diese Formel kann ich nicht brauchen.“²⁰

Für Berendsohn ist es zum einen die aufklärerische Idee der Judenemanzipation und der Möglichkeit einer Begegnung von Juden und Nicht-Juden unter dem Dach gemeinsamer Humanität, die er der radikalen Trennung von „Deutschen“ und „Juden“, welche die historischen Ereignisse zu fordern scheinen, entgegenstellt. In der schon zitierten Lessing-Rede, die Berendsohn kurz vor seiner Flucht aus Deutschland hielt und die er nachträglich mit dem Titel „Abschied von Deutschland“ versah, be-

schwört er noch einmal die Freundschaft zwischen Lessing und Moses Mendelssohn als zentrales Ereignis deutsch-jüdischer Kulturgeschichte, das nicht als illusionär preisgegeben oder vergessen werden sollte:

„Wir deutschen Juden können mit Fug und Recht stolz sein auf unseren Anteil am Aufbau deutscher Kultur seit Lessings Zeiten. Nie werden wir uns die Liebe zu ihr, die ein Stück unseres eigenen Wesens geworden ist, rauben lassen. So lange wir atmen, bleiben wir Bekenner jener Religion der Menschlichkeit, deren adelige Vorkämpfer Lessing und Mendelssohn waren. Aus ihr gewinnen wir Kraft auch in dieser Zeit.“²¹

Neben dem hier – durchaus kämpferisch – zum Ausdruck gebrachten Vertrauen in den aufklärerischen Toleranz- und Dialoggedanken, der ihn in den Augen von Zeitgenossen und Kritikern nicht selten als weltfremd erscheinen ließ, gibt es in Berendsohns Texten über Exil und Judentum aber noch eine andere Tendenz. Während er mit dem Erbe Lessings und Mendelssohns einen gemeinsamen geistigen Horizont entwirft, wird ihm der Bezug auf Heinrich Heine immer wieder Anlass, Gestalten und Phänomene der literarischen Tradition zu beschreiben, die sich gerade nicht einer homogenisierenden Idee von Kultur unterordnen lassen. 1935 erscheint in deutscher Sprache sein Buch „Der lebendige Heine im germanischen Norden“, „printed in Denmark“ im Det Schønbergske Forlag in Kopenhagen.²²

Es handelt sich um eine Rezeptionsstudie, die die Wirkung Heines in den skandinavischen Ländern untersucht. Ausdrücklich will Berendsohn das untersuchte Feld als „Ausschnitt aus der Geschichte der Weltliteratur, dem Werden des literarischen Gemeinguts der Kulturvölker“²³ verstanden wissen, denn was hier nachgezeichnet wird, ist die Geschichte der Übersetzungen, Referenzen, Kritiken, Adaptionen und Transformationen einer

über die nationalen Grenzen hinaus einflussreichen deutschen Literatur, die als solche bereits nicht nur einer kulturellen Überlieferung verpflichtet ist. Denn mit dem Exilanten Heine, der entscheidende Jahre seines dichterischen Schaffens in Frankreich verbrachte und der sich vor allem gegen Ende seines Lebens zunehmend jüdischen Motiven und Traditionen zuwandte, ohne doch den Anspruch, ein deutscher Schriftsteller zu sein, je aufzugeben, tritt bei Berendsohn eine Figur in den Fokus des Interesses, die exemplarisch für einen „Kulturdualismus“²⁴ einsteht, den Berendsohn auch für seine eigene Gegenwart als Gegenmodell zum zionistischen Bekenntnis beschreibt. Den Wunsch, „ganz Jude zu sein“, der mit einem zionistisch-nationalen Bekenntnis verknüpft wäre, sieht Berendsohn weder bei Heine noch bei sich selbst, vielmehr ist es gerade das nicht-Ausschließliche der Identifizierungen, das Berendsohn bei Heine fasziniert: „Obwohl Heine 25 Jahre seines Lebens in Paris gewohnt hat, obwohl niemand Deutschland so scharf mit seinem Spott gezeißelt [sic!] hat wie er, liebte er die deutsche Heimat, die deutsche Kultur, die deutsche Sprache wie wenige und tat weit mehr für den Ruhm Deutschlands als alle seine gehässigen Gegner zusammengenommen.“²⁵ Dass Heine als einer der ganz wenigen Lyriker „über die Grenzen ihrer Muttersprache hinaus in die Weltliteratur“²⁶ gewachsen sei, steht für Berendsohn nicht im Kontrast, sondern im unmittelbaren Zusammenhang mit dieser kritischen Distanz des Exilanten zu seiner Heimat wie auch mit seiner mehrfachen Loyalität mindestens gegenüber einem deutschen wie einem jüdischen Kulturerbe:

„Er dichtete ja in deutscher Sprache, die sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erstaunlich rasch und wundervoll reich entwickelt hatte. Aber selbst für seine eigentümliche Kunst der Sprachgestaltung gewann er viel aus seinem jüdischen Erbe. Denn um das Wort haben sich alle jüdischen Bemühungen durch zweieinhalb Jahrtausende hindurch gesammelt: die Aus-

legung der religiösen und ethischen Überlieferungen war ja überall, besonders aber im Elend des Ghettos die einzige Freude des geistigen Juden. So gewann Heinrich Heines geistige Anlage der deutschen Sprache neue Farben, Töne und Lichter ab, erfüllte die romantische Forderung der Ironie, ganz mit dem Gefühl am Leben beteiligt zu sein und doch darüber zu stehen und mit ihm zu spielen, bis zur Meisterschaft und brachte den Witz in tausend Formen in deutscher Sprache zur Blüte.“²⁷

Indem hier auf den Topos vom Judentum als „Volk des Buches“ angespielt wird, auf den Heine selbst immer wieder Bezug genommen hat,²⁸ wird eine Vorstellung von Kultur entwickelt, die von einem Blut-und-Boden-Essentialismus maximal weit entfernt ist. Nicht eine territoriale Verwurzelung, sondern die Mobilität des Eigenen – Heine hat in diesem Kontext auch vom „portativen Vaterland“ gesprochen – steht im Zentrum dieses Kulturbegriffs. Die kulturelle Aufgabe, so wird außerdem in der Beschreibung der produktiven Durchdringung deutscher und jüdischer Traditionselemente deutlich, besteht nicht darin, uralte Traditionen und Mythen als „wesenhaft“ für Volksdichtung oder Kulturnation in ihren gesetzten Grenzen weiterzuführen und zu bewahren. Vielmehr besteht sie gerade darin, Grenzen zu überschreiten und produktive Vermischungen – Hybridisierungen würde man mit den Begriffen neuerer Kulturtheorie dazu sagen – herbeizuführen. Die Bewegung zwischen den Kulturen ist Voraussetzung einer Beweglichkeit und Lebendigkeit (innerhalb) der Kulturen und umgekehrt. Und so erklärt Berendsohn die von ihm anhand einer Fülle von Rezeptionsdokumenten nachgewiesene Lebendigkeit Heines im germanischen Norden, also in den skandinavischen Ländern, die auch ihm Exil gewährt haben, vor allem darin, dass Heine hier immer auch als jüdischer Autor wahrgenommen worden war. Und damit auch als Erbe eines Volkes, dem die Welt die Bibel dankt, „das mächtigste Werk der Weltliteratur“.²⁹

So erscheint Heine vor dem Hintergrund seiner eigenen Exilgeschichte und seines „Kulturdualismus“ ebenso wie im Horizont seiner „nordischen“ Rezeption als „Jude, Deutscher, Europäer und Weltbürger“;³⁰ an der die Bedingungen und Möglichkeiten einer Entstehung von Weltliteratur besonders eindrucksvoll zu studieren sind. Heine steht hier – wie übrigens auch in manchen anderen Dokumenten des Exils – für ein Deutschtum, das nicht dekretiert und vereinnahmt werden kann, sondern das als geistige Aufgabe jenseits ausschließender Setzungen begriffen werden muss.³¹ Dies zu behaupten und zu befördern, ist Berendsohns Anliegen, „in einer Zeit, da man in Deutschland Verrat übt an der grossen Überlieferung deutscher Kultur, das Deutschtum nicht mehr als geistige Aufgabe betrachtet, an deren Lösung alle Menschen guten Willens mitwirken dürfen, z. B. auch deutschgewordene Polen, Franzosen, Ungaren oder Juden [...]“. Dieser Gedanke hat, das braucht kaum betont zu werden, nichts an Aktualität eingebüßt – heute stellen Beiträge zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur von Autorinnen und Autoren mit Migrationshintergrund bzw. mehrfacher kultureller Zugehörigkeit einen signifikanten Anteil dar. In der germanistischen Forschung werden sie längst nicht mehr als Randerscheinung, sondern als zentrale Impulsgeber behandelt, die dazu veranlassen, Konzepte wie das der Nationalliteratur grundsätzlich zu hinterfragen. In Berendsohns Heine-Buch, das sei hier noch angemerkt, taucht sogar das kollektive „Wir Juden“ auf, das er an anderer Stelle ausdrücklich zurückweist. Hier jedoch bleibt es bezogen auf die lebendige Verschränkung von deutscher und jüdischer Tradition, deren Vielstimmigkeit es gerade im Exil zu erinnern gelte:

„In diesem Augenblick [so formuliert er eingangs, womit er den Bezug zwischen Thema und aktuell-politischem Schreibenanlass ausdrücklich herstellt, D. B.] ist es meine Pflicht als Emigrant, dem man Heimat und Vaterland, Lebens- und Arbeitskreis in

Hamburg (nach Düsseldorf der anderen Heine-Stadt) genommen hat, klar auszusprechen, dass wir Juden mit Fug und Recht stolz sind auf das grosse jüdische Erbe in Heines Wesen und Werk.“³²

Etwas später fährt er fort:

„Gegenwärtig herrschen in Deutschland die Anhänger des Rassenwahns. Die Denkmäler Heines werden entfernt, seine Bücher verbrannt und verboten, sein Name in den Bann getan, obwohl man in grober Unwissenheit manchmal seine Verse im Kampf verwendet.“³³

„Während Heine sich in seinem Werk schon längst ein unvergessliches Denkmal gesetzt hatte, brandete um jeden Stein, den man ihm zu Ehren errichten wollte, ein erbitterter Kampf.“³⁴

„Deutschland soll völlig gereinigt werden vom artfremden Einfluss, von jüdischer Vergiftung. Unter diesen Umständen ist es ungewöhnlich reizvoll die Frage aufzuwerfen, wie der germanische Norden sich zu Heinrich Heine verhalten hat und verhält.“³⁵

Dass der Reiz, gerade dies zu untersuchen, für Berendsohn insbesondere auch darin bestand, den Nationalsozialisten ihre nordische Kultur- und Rassenideologie aus der Hand zu schlagen, ist offenkundig. Als Resümee seiner Studie über den lebendigen Heine in den nordischen Kulturen konstatiert er: „Mit dem naturgegebenen Widerstand ‚der germanischen Rasse gegen die jüdische Art‘ ist es also nichts.“³⁶ Deutlicher konnte man die ethnonationalen Reinheitsphantasmen bezogen auf Sprache und Literatur, die sich schon im Aufruf zu den Bücherverbrennungen von 1933, von ihren Initiatoren als „Aktion wider den undeutschen Geist“ bezeichnet, auf ebenso brutale wie absurde Weise manifestierten, kaum zurückweisen.

In den von der Deutschen Studentenschaft im Vorfeld verbreiteten „12 Thesen über den undeutschen Geist“ war u. a. be-

hauptet worden, dass, weil Sprache und Schrifttum „im Volke“ wurzelten, Juden grundsätzlich nicht befähigt und legitimiert seien, deutsch zu schreiben:

„Der Jude kann nur jüdisch denken. Schreibt er deutsch, dann lügt er.“ „Wir fordern deshalb von der Zensur: Jüdische Werke erscheinen in hebräischer Sprache. Erscheinen sie in deutsch, sind sie als Übersetzung zu kennzeichnen. Schärfstes Einschreiten gegen den Mißbrauch der deutschen Schrift. Deutsche Schrift steht nur Deutschen zur Verfügung.“³⁷

Ein Jahr nachdem das Heine-Buch in Dänemark erschienen ist, wird Berendsohn, dessen Aktivitäten von den Machthabern in Deutschland aufmerksam verfolgt werden, die deutsche Staatsbürgerschaft aberkannt – ebenso wie seiner Familie. Automatisch mit diesem Akt verbunden ist auch die Aberkennung seiner Promotion von der Universität Kiel, die nach 1945 keineswegs automatisch rückgängig gemacht wurde – vielmehr bedurfte es dazu mehrerer Eingaben Berendsohns. Die Philosophische Fakultät der Universität Hamburg berief sich dann perfiderweise u. a. auf das Nichtvorhandensein des Dokortitels, als sie ihm die Wiedererlangung seiner *Venia legendi* verweigerte. Auch seinen Antrag, ihm „im Wege der Wiedergutmachung die Rechtsstellung eines planmässigen ausserordentlichen Professors und die sich daraus ergebenden Emeritenbezüge zuzuerkennen“, befürwortete sie nicht, sondern verwehrte ihm sogar, regelmäßig Gastvorträge an der Universität Hamburg zu halten.³⁸ Berendsohn war zum Zeitpunkt der Antragstellung 66 Jahre alt – es hätte sich ohnehin um eine zeitlich begrenzte und eher symbolische Anerkennung gehandelt.

Im Jahr 1940, als Dänemark unter deutsche Besatzung geriet, musste Berendsohn untertauchen, bis er 1943 in einer hochdramatischen Aktion per Ruderboot nach Schweden fliehen konnte.

Zurücklassen musste er zunächst auch ein Manuskript über die deutsche Emigrantenliteratur, das er 1938 abgeschlossen hatte, ohne dass es jedoch hätte gedruckt werden können. Zwar hatte der Zürcher Verleger Emil Oprecht, der auf manche Weise deutsche Emigranten unterstützte, die Publikation zugesagt, sofern genügend Subskriptionen vorab vorlägen. Tatsächlich gelang es Berendsohn, 650 Subskriptionen zuzusichern, doch dann begann der Krieg und die Publikation wurde gestoppt. Manuskript und Subskriptionslisten wurden von einem befreundeten Bildhauer in eine Statue eingegipst. Erst 1946 konnte das Manuskript unter dem Titel „Die Humanistische Front. Einführung in die Deutsche Emigranten-Literatur von 1933 bis zum Kriegsausbruch“ im Europa Verlag in Zürich erscheinen. Ein zweiter Teil über die Emigrantenliteratur seit 1939 fand im Restaurationsklima der Nachkriegszeit dreißig Jahre lang keinen Verleger und erschien erst 1976 im Wormser Verlag Georg Heintz.

Vor allem der erste Band der „Humanistischen Front“ dokumentiert Berendsohns erstaunliche Sammlertätigkeit unter den schwierigen Bedingungen des Exils, die er zugleich in detaillierter Darstellung von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Publikation, von Exilverlagen, -zeitschriften und Hilfsorganisationen für Schriftsteller beschreibt. In die systematisierende Reflexion der Unterschiede und Gemeinsamkeiten derjenigen „deutschen Literatur“, deren Autoren und Autorinnen in zahllose Länder zerstreut leben und schreiben, sind immer wieder „Bücherlisten“ eingefügt: Zeichen für das Bemühen, die verfeimte, aus dem in Deutschland selbst propagierten Kanon ausgestoßene Literatur überhaupt erst einmal zu dokumentieren und dem drohenden Vergessen zu entreißen. Dieser Impuls prägte auch noch die dann erst in größerem Ausmaß in den 1970er Jahren einsetzende Exilforschung, die sich einer sogenannten „Grundforschung“ (also Sammlung und Bestandsaufnahme verstreuter Hinweise

und Dokumente) verpflichtet sah. Berendsohns Unternehmen ist das eines unmittelbar involvierten Betroffenen und Zeitzeugen, der gleichzeitig bemüht ist, in der kritisch-distanzierenden Beschreibung der im Exil entstehenden Literatur einen wissenschaftlichen Beitrag zur Analyse der Zeit zu leisten. Tatsächlich stellt sein zweibändiges Kompendium, so vorläufig und zeitgebunden es in manchem ist, eine wichtige Grundlage für alle folgenden Beschäftigungen mit der Exilliteratur dar. Sein Tenor, im Titel programmatisch formuliert, ist die Überzeugung, dass die außerhalb NS-Deutschlands entstehende Literatur das kulturelle Erbe einer deutschen Tradition bewahre und weitertrage, das an die humanistischen Leitbilder und Überzeugungen anknüpft, die deutsche Kultur zum Teil einer europäischen, ja einer Weltkultur machen. „Die Emigranteliteratur repräsentiert Deutschland in der Weltliteratur“, ist ein Kapitel ausdrücklich überschrieben.³⁹

Die Vorstellung einer nationalkulturellen Repräsentanz der Emigranten und der von ihnen verfassten Literatur lässt sich in vielen zeitgenössischen Dokumenten des Exils nachvollziehen: Bereits 1933 hatte Heinrich Mann in einem Artikel über die „Aufgaben der Emigration“ in der „Neuen Weltbühne“ „die Emigration“ als „Stimme ihres stumm gewordenen Volkes“ bezeichnet und das durch die Exilanten repräsentierte „beste Deutschland“ seiner nationalsozialistischen Verunglimpfung und Barbarisierung entgegengestellt.⁴⁰ Thomas Manns berühmter Ausspruch „wo ich bin, ist die deutsche Kultur“ dokumentiert einen ähnlichen Anspruch auf kulturelle Repräsentanz und Kontinuität eines nationalen Erbes.

Auch Thomas Mann hat in den 1930er Jahren immer wieder den Begriff des „Militanten Humanismus“ verwendet, der dazu aufruft, alte Ideale und Werte engagiert, mit der Waffe des Wortes, die auch Berendsohn in der Hand der Exildichter weiß, zu verteidigen. Auch der Begriff der Volksfront, der auf die Ein-

gungsbestrebungen der bürgerlichen und sozialistischen Kräfte im antifaschistischen Exil zielte, klingt in Berendsohns Titel „Die Humanistische Front“ mit. Bemerkenswert ist jedoch, dass Berendsohns Schrift nicht bei der für die Zeit und auch für die spätere antifaschistisch orientierte Exilforschung vielfach leitenden Vorstellung vom durch die Emigranten repräsentierten „anderen Deutschland“ stehenbleibt, sondern dass die Perspektive immer wieder ausdrücklich auf das Europäische bzw. auf die globale Perspektive einer Weltliteratur gerichtet ist. Wie in der Heine-Schrift ist für Berendsohn die Frage nach der internationalen Rezeption und Wertschätzung ein zentraler Gradmesser für Wert und Geltung deutschsprachiger Literatur seiner Zeit: der „Index translationum“ des Völkerbundes, aus dem ersichtlich ist, dass die innerhalb NS-Deutschlands entstehende Literatur so gut wie nicht über die engen Landesgrenzen hinaus beachtet wurde, während viele Texte aus dem Exil in andere Sprachen übersetzt werden, ist ihm ein zentraler Indikator, dass diese als lebendige Zeugnisse deutschsprachiger Kultur in andere Kulturen aufgenommen werden.⁴¹

Dass Berendsohns Schriften über Exilliteratur nicht ausschließlich mit dem „Gesicht nach Deutschland“ (Alfred Kantorowicz) geschrieben sind, dass sie vielmehr immer auch eine transnationale, globale Perspektive eröffnen, mag, wie sein Heine-Buch nahelegt, mit Berendsohns Judentum und der Einsicht in die Möglichkeit – vielleicht sogar Notwendigkeit – mehrfacher kultureller Loyalität und Orientierung zu tun haben. Dass er an dem Begriff „Emigrantenliteratur“ trotz vieler ihm bekannter Einwände dagegen festhält, ist in diesem Zusammenhang ebenfalls aufschlussreich: Die Grenzen zwischen Exil und Emigration sind für ihn vor allem mit Blick auf die Tatsache, dass der weitaus größte Teil der Flüchtlinge nicht nach Deutschland zurückkehrte, nicht klar zu ziehen. Die Zeitbegrenzung 1933 bis

1945, die bis heute in germanistischen Handbüchern zur Definition von Exilliteratur genannt wird, ist für ihn, wie er in seinen programmatischen Vorbemerkungen zu der von ihm maßgeblich mit initiierten ersten internationalen Tagung über deutsche Exilliteratur 1969 in Stockholm schreibt, „wissenschaftlich unhaltbar“.⁴² In der Vorstellung, dass die exilierten, in verschiedenen Ländern zerstreut lebenden Autoren auch nach 1945 weiterhin zu einer deutschen Kultur beitragen können (z. B. indem sie deutsch schreiben), dokumentiert sich ein diasporisches Bewusstsein, das für jüdische Autorinnen und Autoren in langer Tradition steht, für die deutsche Literatur aber eine bemerkenswerte Abkehr von territorialen und homogenisierenden Gemeinschafts- und Kulturentwürfen darstellt. In diesem Sinne ist es nur konsequent, dass die zentralen Impulse zur Erforschung der deutschsprachigen Exilliteratur nicht von Deutschland ausgingen: Die beiden von Berendsohn (mit)organisierten internationalen Tagungen in Stockholm und 1972 in Kopenhagen und die von ihm gegründete „Stockholmer Koordinationsstelle zur Erforschung der Deutschsprachigen Exilliteratur“ standen damals und stehen auch in der Erinnerung an sie für die spätestens mit der Zäsur von 1933 offensichtliche Herausforderung, deutsche Geschichte und Literatur nicht in räumlich und zeitlich begrenzten „Containern“ zu betrachten, sondern als vernetzte, über nationale Grenzen hinaus wirksame und bezogene.

Das vielstimmige und lebendige Weiter-Leben der Exilliteratur in der Gegenwart ist es, wenn man Berendsohns Überzeugungen ernstnimmt, was eine zeitgemäße Exilforschung auch heute interessieren sollte. Auch kann eine Exilliteraturforschung, wie er sie angestoßen hat, einen fruchtbaren Beitrag zu aktuellen Revisionen nationalphilologischer Begrenztheiten beitragen und Bezüge zwischen Migration, Globalisierung und Literatur beschreiben helfen. Das ist es, was der Namensgeber der

Hamburger Exil-Forschungsstelle, der bedauerlicherweise nicht ihr Gründer sein durfte, uns Heutigen mit auf den Weg gegeben hat. Mit unseren aktuellen Arbeitsschwerpunkten, die u. a. auf dem Verhältnis von Exil und Transnationalität oder auf jüdischen Traditionen (in) der Exilliteratur liegen, bemühen wir uns um sein Andenken und um die Bewahrung seines Erbes. Dieses Erbe Walter A. Berendsohns kann – in seinem eigenen Sinne – als überaus bewegliches, auch für die Gegenwart noch vielfach produktives begriffen werden. Der Erstarrung des Geistes in einer ethnonationalen Verwurzelungs- und Ausgrenzungsrhetorik, die sein eigenes Leben als exilierter Hamburger Germanist, der 1984 in Schweden starb, nachhaltig und gewaltsam prägte, setzt es kulturelle Dynamik und lebendige Austauschprozesse entgegen.

Anmerkungen

- 1 Walter A. Berendsohn 1884-1984. Chronik und Dokumentation. Zusammenstellung von Arie Goral. Hamburg 1984 [enthält zusammengebunden: Gedenkausstellung Walter A. Berendsohn 1884-1984 in der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg. Manuskripte, Briefe und Fotos aus der Zeit vor 1933 und der Zeit des Exils. Dokumente des Widerstands; Pressespiegel zur Ausstellung zum 90. Geburtstag Berendsohns in der Stadtbibliothek Worms vom 17.5.-22.7.1974 sowie „Fall Berendsohn“ 1933 bis heute. Ein deutsch-jüdisches Syndrom. 2. erw. Aufl. Hamburg 1984].
- 2 Vgl. die Rede Arie Gorals anlässlich der Ausstellung zum 100. Geburtstag: Walter A. Berendsohn zum Gedenken. In: Auskunft. Mitteilungsblatt Hamburger Bibliotheken 4 (1984), S. 183-190, Zitat S. 189.
- 3 Vgl. Rainer Nicolaysen: Berendsohn, Walter A. In: Hamburgische Biografie. Personenlexikon. Hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Bd. 3. Göttingen 2006, S. 37 f.
- 4 Vgl. Claudia von Mickwitz: Vom Emigranten zum Exilforscher. Germanistisches Wirken unter den spezifischen Bedingungen des schwedischen Exils. Frankfurt am Main 2010, S. 38.
- 5 Vgl. etwa Walter A. Berendsohn: Die Studienfahrt deutscher Studenten nach England im Sommer 1910. 2. Aufl. Kiel 1912, S. 3; ders.: Herbsttage in Stockholm. In: Der Kreis. Zeitschrift für künstlerische Kultur 3 (1926), H. 12, S. 551-557.
- 6 Vgl. die Brief-Faksimiles in: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1) unpaginiert.
- 7 Alfred Engelken, Hochschulgruppenführer des NS-Studentenbundes, an Friedrich Ofterdinger, Präses der Hochschulbehörde, 11.4.1933; zit. nach Wolfgang Bachofer/Wolfgang Beck: Deutsche und Niederdeutsche Philologie. Das Germanische Seminar zwischen 1933 und 1945. In: Eckart Krause/Ludwig Huber/Holger Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. 3 Teile (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Bd. 3). Berlin/Hamburg 1991, Teil 2, S. 641-703, Zitat S. 654.
- 8 Alfred Engelken an Friedrich Ofterdinger, 12.4.1933; zit. nach ebd.
- 9 Alfred Engelken an Friedrich Ofterdinger, 11.4.1933; zit. nach ebd. (Kopien der beiden Briefe vom 11. und 12. April 1933 in der Universität Hamburg, Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte).
- 10 Vgl. die Briefe des ehemaligen Majors F. Engel und des Generalmajors a. D. Stolz; Faksimiles in: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1) unpaginiert.
- 11 Vgl. Walter A. Berendsohn: Weltbürger [autobiographisches Manuskript, ungedruckt, auf 1948 datierte Druckfahnen des Limes-Verlags], S. 13; ders.: Die huma-

- nistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Erster Teil: Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939. Zürich 1946, S. 13.
- 12 Zit. nach Goral: Gedenkausstellung (wie Anm. 1), S. 39.
- 13 Berendsohn: Weltbürger (wie Anm. 11), S. 15.
- 14 Vgl. Konrad Merz: Ein Mensch fällt aus Deutschland. Amsterdam 1936.
- 15 Walter A. Berendsohn: Martin Andersen Nexös Weg in die Weltliteratur. Einleitung („Die ungeschriebene Geschichte der Weltliteratur“). Zit. nach: Zweifache Vertreibung. Erinnerungen an Walter A. Berendsohn. In Verbindung mit Jakob Hessing und Helmut Müssener hg. von Hermann Zabel. Essen 2000, S. 57.
- 16 Vgl. Berendsohn: Die humanistische Front (wie Anm. 11); vgl. zu dieser zentralen Vorstellung im Exil auch Thomas Koebner: Das „andere Deutschland“. Zur Nationalcharakteristik im Exil. In: Ders.: Unbehauste. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 197-219; Carsten Jakobi: Das „andere Deutschland“ – alternativer Patriotismus in der deutschen Exilliteratur und im Nationaldiskurs des 18. Jahrhunderts. In: Ders.: Exterritorialität. Landlosigkeit in der deutschsprachigen Literatur. München 2006, S. 155-178.
- 17 Erich Auerbach: Philologie der Weltliteratur. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie. Bern/München 1967, S. 301-310, Zitat S. 310.
- 18 Vgl. Helmut Müssener: „Mein Herz aber gehört Israel.“ Zu Leben und Werk Walter Arthur Berendsohns. In: Stimmen aus Jerusalem. Zur deutschen Sprache und Literatur in Palästina/Israel. Hg. von Hermann Zabel. Berlin 2006, S. 228-247, hier S. 232.
- 19 Zit. nach Goral: Gedenkausstellung (wie Anm. 1), S. 69 [Brief an ungenannte Adressatin vom 8.5.1944].
- 20 Ebd., S. 70.
- 21 Ebd., S. 45. Auch abgedruckt in Zabel: Stimmen aus Jerusalem (wie Anm. 18), S. 14.
- 22 Walter A. Berendsohn: Der lebendige Heime im germanischen Norden. Kopenhagen 1935.
- 23 Ebd., erster Satz und Titel des II. Kapitels.
- 24 Ebd., S. 14.
- 25 Ebd., S. 19.
- 26 Ebd., S. 18.
- 27 Ebd., S. 17.
- 28 Vgl. Andreas Kilcher: „Volk des Buches“. Zur kulturpolitischen Aktualisierung eines alten Topos in der jüdischen Moderne. In: Münchner Beiträge zur jüdischen Geschichte und Kultur 2 (2009), S. 43-58.

- 29 Berendsohn: *Der lebendige Heine* (wie Anm. 22), S. 14.
- 30 So der Titel des ersten Kapitels.
- 31 Vgl. zur Bedeutung der Heine-Rezeption im Exil Ariane Neuhaus-Koch: „Heine hat alle Stadien der Emigration mit uns geteilt“. In: *Aufklärung und Skepsis. Internationaler Heine-Kongreß 1997 zum 200. Geburtstag*. Hg. von Joseph A. Kruse u. a. Stuttgart/Weimar 1999, S. 649-665; Doerte Bischoff/Susanne Komfort-Hein: *Vom „anderen Deutschland“ zur Transnationalität. Diskurse des Nationalen in Exilliteratur und Exilforschung*. In: *Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch 30* (2012): *Exilforschungen im historischen Prozess*, S. 242-273, hier bes. S. 243-251.
- 32 Berendsohn: *Der lebendige Heine* (wie Anm. 22), S. 13.
- 33 Ebd., S. 21.
- 34 Ebd., S. 20.
- 35 Ebd., S. 21.
- 36 Ebd., S. 22.
- 37 Zit. nach Joseph Wulf: *Literatur und Dichtung im Dritten Reich*. Reinbek bei Hamburg 1966, S. 44 f.
- 38 Vgl. Goral: „Der Fall Berendsohn“ (wie Anm. 1).
- 39 Berendsohn: *Die humanistische Front* (wie Anm. 11), S. 153.
- 40 Heinrich Mann: *Aufgaben der Emigration*. In: *Deutsche Literatur im Exil 1933-1945*, Bd. I: *Dokumente*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. Frankfurt am Main 1974, S. 3-8, Zitat S. 8.
- 41 Berendsohn: *Die humanistische Front* (wie Anm. 11), S. 161 f.
- 42 Walter A. Berendsohn: *Deutsche Literatur der Flüchtlinge aus dem Dritten Reich. Probleme und Aufgaben*. Zit. nach Goral: *Gedenkausstellung* (wie Anm. 1), S. 79-89, Zitat S. 83.

REDNERINNEN UND REDNER

Doerte Bischoff, geb. 1966, Dr. phil., Professorin für Neuere deutsche Literatur und Leiterin der Walter A. Berendsohn Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur an der Universität Hamburg.

Holger Fischer, geb. 1946, Prof. Dr. phil., Leiter i. R. des Zentrums für Hungarologie im Institut für Finnougristik/Uralistik der Universität Hamburg, Vizepräsident der Universität Hamburg für Studium und Lehre.

Rainer Nicolaysen, geb. 1961, Dr. phil., Professor für Neuere Geschichte und Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte an der Universität Hamburg.

Dorothee Stapelfeldt, geb. 1956, Dr. phil., seit 2011 Senatorin für Wissenschaft und Forschung und Zweite Bürgermeisterin der Freien und Hansestadt Hamburg.

GESAMTVERZEICHNIS DER HAMBURGER UNIVERSITÄTSREDEN

- Band 1** [nicht erschienen; offensichtlich vorgesehen für den Neudruck von: Reden von Senator Heinrich Landahl und Professor Dr. Emil Wolff, Rektor der Universität, gehalten bei der Feier der Wiedereröffnung am 6. November 1945 in der Musikhalle. Hamburg o. J. (1946)].
- Band 2** [nicht erschienen; vermutlich vorgesehen für die Rede Emil Wolffs zum Beginn seines zweiten Amtsjahres als Rektor, November 1946: Bishop Berkeley und die Gegenwart].
- Band 3** Das Wesen der Staatswissenschaft. Rede gehalten anlässlich der (1950) Jahresfeier der Universität Hamburg am 10. Mai 1947 von Dr. Hans Ritschl.
- Band 4** Der dauernde Friede. Rede gehalten anlässlich der Feier des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 6. November 1947 von Dr. Rudolf Laun (2. Auflage).
- Band 5** [nicht erschienen; vermutlich vorgesehen für die Rede von Joachim Kühnau bei der Jahresfeier im Mai 1948: Die Struktur der lebendigen Substanz].
- Band 6** Die Sonderstellung des Wasserstoffs in der Materie. Rede gehalten (1950) anlässlich der Feier des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 17. November 1948 von Dr. Paul Harteck.
- Band 7** Goethes Verwandlungen. Rede gehalten zur Feier des 30. Jahrestags (1950) der Universität Hamburg am 10. Mai 1949 von Dr. Hans Pyritz.
- Band 8** Das Grundgesetz Westdeutschlands. Ansprache gehalten im Auftrage der Universität Hamburg an die Studenten der Universität Hamburg am 24. Mai 1949 von Prof. Dr. Rudolf Laun (2. Auflage).
- Band 9** Über das Grundgesetz. Rede gehalten anlässlich des Beginns des (1950) neuen Amtsjahres des Rektors der Universität Hamburg am 17. November 1949 von Dr. Hans Peter Ipsen.
- Band 10** Das pazifische Ozeanreich der Vereinigten Staaten. Rede gehalten (1951) anlässlich der Jahresfeier der Universität Hamburg am 10. Mai 1950 von Dr. Albert Kolb.
- Band 11** Vom Sinn der Krankheit. Rede gehalten anlässlich der Feier des (1950) Rektoratswechsels an der Universität Hamburg von Dr. Arthur Jores am 15. November 1950.

- Band 12** Grundlagen der therapeutischen Strahlenwirkung, von Dr. Hermann (1951) Holthusen.
- Band 13** Theorie und Praxis im Denken des Abendlandes. Rede anlässlich (1951) der Feier des Rektoratswechsels am 14. November 1951 von Dr. Bruno Snell.
- [ohne Nr.] Dr. phil. Emil Wolff, ordentlicher Professor für Englische Sprache (1952) und Kultur, Rektor der Universität Hamburg in den Amtsjahren 1923/24 und 1945/47 [zum Gedächtnis], gest. 24. Februar 1952. Gedenkfeier 1. März 1952.
- Band 14** Die Einheit der europäischen Kultur und Bildung. Rede gehalten (1952) anlässlich der Jahresfeier der Universität Hamburg am 14. Mai 1952 von Dr. Wilhelm Flitner.
- Band 15** Integrierte Forschung, ein Ausweg aus der Krise der Wissenschaft (1953) (Betrachtungen am Beispiel der Holzforschung). Rede anlässlich des Beginns des neuen Amtsjahres des Rektors gehalten von Franz Kollmann am 12. November 1952.
- Band 16** Die Gleichheit vor dem Richter. Rede anlässlich der Feier des Rektor- (1954) wechsels am 11. November 1953 von Dr. Eduard Bötticher (2. Auflage 1961).
- Band 17** Abendländisches Geschichtsdenken. Rede gehalten anlässlich der (1954) Feier des 35. Jahrestages der Universität Hamburg am 19. Mai 1954 von Dr. Otto Brunner.
- Band 18** Australien im Weltbild unserer Zeit. Rede gehalten anlässlich der (1955) Feier des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 12. November 1954 von Dr. Albert Kolb.
- Band 19** Ernst Cassirer zum Gedächtnis. Rede gehalten am 16. Dezember (1955) 1954 auf einer Gedenkfeier in der Universität anlässlich seines 80. Geburtstages am 28. Juli 1954 von Dr. Wilhelm Flitner.
- Band 20** Der Ökonom und die Gesellschaft. Rede anlässlich der Feier zum (1955) Beginn des neuen Amtsjahres des Rektors am 9. November 1955 von Dr. Karl Schiller.
- [ohne Nr.] Indien und die Welt im Umbruch. Festvortrag gehalten von Jawa- (1956) harlal Nehru, indischer Ministerpräsident, anlässlich seiner Ehrenpromotion am 16. Juli 1956 in Hamburg.
- Band 21** Zwei Denkweisen. Ein Beitrag zur deutsch-amerikanischen Verständ- (1957) digung. Rede anlässlich der feierlichen Ehrenpromotion durch die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät von Prof. Dr. James B. Conant. / Universitäten heute. Rede anlässlich der Feier des Rektorwechsels von Dr. Karl Schiller. Beide Reden vom 20. November 1956.

- Band 22** Allergie und ihre Bedeutung für die neuzeitliche Medizin. Rede (1957) gehalten anlässlich der Feier des 38. Jahrestages der Universität Hamburg am 15. Mai 1957 von Dr. Dr. Josef Kimmig.
- Band 23** Descartes und die neuzeitliche Naturwissenschaft. Rede gehalten (1958) anlässlich der Feier zum Beginn des neuen Amtsjahres des Rektors der Universität Hamburg am 13. November 1957 von Dr. phil. Carl Friedrich Freiherr von Weizsäcker.
- Band 24** Die Ausrottung der Malaria als Aufgabe der internationalen Forschung. Rede gehalten anlässlich der Feier des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 12. November 1958 von Dr. med. Dr. med. vet. h. c. Ernst Georg Nauck.
- Band 25** Das Fach „Geschichte“ und die historischen Wissenschaften. Rede (1959) gehalten anlässlich der Feier des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 11. November 1959 von Dr. phil. Otto Brunner.
- Band 26** Staat und Wissenschaft im Dienste der Erziehung. Reden zur Einweihung des Neubaus des Pädagogischen Instituts und des Seminars für Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg am 2. Mai 1960 (von Prof. Dr. Hans Wenke, Senator Dr. Paul Nevermann, Senator Heinrich Landahl, Prof. Dr. Otto Brunner, Prof. Dr. Georg Geißler, Prof. Dr. Wilhelm Flitner).
- Band 27** Was heißt Freiheit? Rede anlässlich der Feier des Rektorwechsels an (1961) der Universität Hamburg am 9. November 1960 von Dr. theol. Dr. phil. Helmut Thielicke D. D.
- Band 28** Das Vermächtnis einer Universität an unsere Zeit. Gedenkrede zum (1961) 150. Geburtstag der Gründung der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin gehalten in einer akademischen Feier der Universität Hamburg am 14. Dezember 1960 von Dr. phil. Hans Wenke.
- Band 29** Zum Tag der deutschen Einheit. Ansprachen einer Gedenkstunde (1961) des Allgemeinen Studenten-Ausschusses am 17. Juni 1961 (von Prof. Dr. Karl Schiller und stud. phil. Ulf Andersen).
- Band 30** Zum Tag der deutschen Einheit. Vorlesungen von Prof. Dr. Eduard (1963) Heimann, Prof. Dr. Hans-Rudolf Müller-Schwefe, Prof. Dr. Albrecht Timm am 17. Juni 1963.
- Band 31** Moderne Denkweisen der Mathematik. Rede anlässlich der Feier (1964) des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 12. November 1963 von Dr. rer. nat. Emanuel Sperner.
- Band 32** Deutscher Widerstand 1933–1945. Eröffnungsrede zu einer Ge- (1965) dächtnisausstellung (am 20. Juli 1964) von Dr. jur. Wilhelm Hennis. / Der kirchliche Widerstand. Vortrag gehalten am 24. Juli 1964 von Dr. theol. Kurt Dietrich Schmidt.

- Band 33** Klinische Medizin im Wandel der Zeiten. Rede gehalten anlässlich des Rektorwechsels an der Universität Hamburg am 11. November 1965 von Dr. med. Karl-Heinz Schäfer.
- Band 34** Aby Warburg, geb. 13. Juni 1866, gest. 26. Oktober 1929. Gedenkfeier (1966) anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages am Montag, dem 13. Juni 1966.
- Band 35** Über die Mikrostruktur der Materie. Rede gehalten anlässlich der (1967) Feier zum Beginn des neuen Amtsjahres des Rektors der Universität Hamburg am 22. November 1966 von Dr. phil. Willibald Jentschke.
- [ohne Nr.] In memoriam Eduard Heimann: Sozialökonom, Sozialist, Christ. (1968) Reden gehalten anlässlich der Gedächtnisfeier der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg am 23. November 1967 von Spectabilis Prof. Dr. Heinz Gollnick und Prof. Dr. Heinz-Dietrich Ortlieb.
- Band 36** Interdisziplinäre Forschung als geschichtliche Herausforderung. (1981) Zum 70. Geburtstag von Hans-Rudolf Müller-Schwefe. Rede von Prof. Dr. A. M. Klaus Müller gehalten auf der Festveranstaltung des Fachbereichs Evangelische Theologie am 26. Juni 1980.
- Band 37** Gedenkreden auf Ulrich Pretzel (1898–1981). Ansprachen auf der (1982) Trauerfeier am 27. November 1981 und der Akademischen Gedenkfeier am 20. Januar 1982.
- Band 38** „Und sie bewegt sich doch!“ Unordentliche Gedanken über die (1982) Verwaltung. Zur Verleihung des Grades eines Doktors der Rechtswissenschaft ehrenhalber an Ulrich Becker am 29. April 1982.
- Band 39** Ein Leben im Zeichen der Universität. Kurt Hartwig Siemers zum (1982) siebzigsten Geburtstag am 30. Dezember 1977.
- Band 40** Zum Gedenken an Otto Brunner (1898–1982). Ansprachen auf der (1983) Akademischen Gedenkfeier am 1. Dezember 1982.
- [ohne Nr.] Arbeitswissenschaft als Lebensaufgabe eines Forstmanns. Reden (1983) zum 90. Geburtstag von Hubert Hugo Hilf anlässlich der Feierstunde der Universität Hamburg und der Bundesforschungsanstalt für Forst- und Holzwirtschaft am 11. April 1983.
- Band 41** Rückblick auf die „Weltchronik“ 1940–1945. Zur Verleihung des (1983) Grades eines Doktors der Philosophie ehrenhalber an Jean Rudolf von Salis am 29. Juni 1983.
- Band 42** Zur Verleihung des Grades eines Doktors der Philosophie ehrenhalber (1984) an Hans W. Hertz anlässlich der Feierstunde am 18. Januar 1984.

- Band 43** Bankbetrieb und Finanzwirtschaft der Unternehmung. Zur Emeritierung von Otfried Fischer anlässlich der Festveranstaltung am 3. Mai 1984.
- Band 44** Die protestantische Ethik und der Verfall des Kapitalismus. Zur Verleihung der Goldenen Doktorurkunde an Werner Stark anlässlich der Feierstunde am 23. Mai 1984.
- Band 45** Zum Gedenken an Helmut Thielicke (1908–1986). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 4. Dezember 1986.
- Band 46** Zum Gedenken an Bruno Snell (1896–1986). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 30. Januar 1987.
- Band 47** Zur Verleihung der Würde eines Ehrensensors an Rudolf Augstein, Kurt A. Körber, Werner Otto, Elsbeth Weichmann. Ansprachen auf der Sitzung des Akademischen Senats am 2. Mai 1988.
- Band 48** Zum Gedenken an Hans Schimank (1888–1979). Festkolloquium, verbunden mit der Verleihung des Schimank-Preises, aus Anlaß seines 100. Geburtstages am 9. Mai 1988.
- Band 49** Rückblicke aus der Praxis, Anfragen an die Theorie. Gedenksymposium aus Anlaß des zehnjährigen Todestages von Heinz Kluth (1921–1977) am 20. Januar 1988.
- Band 50** Zum Gedenken an Eduard Bötticher (1899–1989). Akademische Gedächtnisfeier am 10. November 1989.
- Band 51** Erstmals seit über zwanzig Jahren ... Reden, gehalten aus Anlaß des Wechsels im Amt des Universitätspräsidenten am 17. Juni 1991.
- Band 52** Gedenkreden auf Egmont Zechlin (1896–1992). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 16. Dezember 1992.
- Band 53** Gedenkreden auf Ludwig Buisson (1918–1992). Ansprachen auf der Akademischen Gedenkfeier am 7. Januar 1993.
- Band 54** Entwicklungstendenzen des Zivilprozeßrechts in Deutschland und Europa. Zur Verleihung des Grades eines Doktors der Rechtswissenschaft ehrenhalber an Konstantinos D. Kerameus anlässlich des Festaktes am 4. Februar 1993.
- Band 55** Zum Gedenken an Otfried Fischer (1920–1996). Akademische Gedenkfeier am 22. Januar 1997.
- Band 56** 3. Mai 1945 – Erinnerung an das Kriegsende in Hamburg. Veranstaltung der Universität Hamburg und der Deutsch-Englischen Gesellschaft e. V. am 3. Mai 1995.
- Band 57** Zum Gedenken an Klaus-Detlev Grothusen und Günter Moltmann. (1997)

- Band 58** Verleihung der Bruno Snell-Plakette an Walter Jens. Feier am (1998) 12. Dezember 1997 im Kaisersaal des Hamburger Rathauses.
- Band 59** Zum Gedenken an Herbert Jacob (1927–1997). Akademische Gedenkfeier am 1. Juli 1998.
- N. F. Band 1** Zum Gedenken an Ernst Cassirer (1874–1945). Ansprachen auf (1999) der Akademischen Gedenkfeier am 11. Mai 1999.
- N. F. Band 2** Zum Gedenken an Agathe Lasch (1879–1942?). Reden aus Anlass (2002) der Benennung des Hörsaals B im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Agathe-Lasch-Hörsaal am 4. November 1999.
- N. F. Band 3** Zum Gedenken an Peter Borowsky. (2003)
- N. F. Band 4** Zum Gedenken an Peter Herrmann 22. 5. 1927 – 22. 11. 2002. (2004)
- N. F. Band 5** Verleihung der Bruno Snell-Plakette an Fritz Stern. Reden zur (2004) Feier am 19. November 2002 an der Universität Hamburg.
- N. F. Band 6** Zum Gedenken an Eberhard Schmidhäuser. Reden, gehalten (2004) auf der akademischen Gedenkfeier der Universität Hamburg am 6. Februar 2003.
- N. F. Band 7** Ansprachen zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Professor (2004) Dr. Klaus Garber am 5. Februar 2003 im Warburg-Haus.
- N. F. Band 8** Zum Gedenken an Dorothee Sölle. (2004)
- N. F. Band 9** Zum Gedenken an Emil Artin (1898–1962). Reden aus Anlass (2006) der Benennung des Hörsaals M im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Emil-Artin-Hörsaal am 26. April 2005.
- N. F. Band 10** „Quod bonum felix faustumque sit“. Ehrenpromotion von (2006) Walter Jens zum Dr. theol. h. c. am 3. Juni 2005 in der Universität Hamburg.
- N. F. Band 11** Zur Eröffnung des Carl Friedrich von Weizsäcker-Zentrums für (2007) Naturwissenschaft und Friedensforschung.
- N. F. Band 12** Zur Verleihung der Ehrenszenatorwürde der Universität Ham- (2007) burg an Professor Wolfgang K. H. Panofsky am 6. Juli 2006.
- N. F. Band 13** Reden zur Amtseinführung von Prof. Dr.-Ing. habil. Monika (2007) Auweter-Kurtz als Präsidentin der Universität Hamburg am 1. Februar 2007.

- N. F. Band 14** 50 Jahre Universitätspartnerschaft Hamburg – Bordeaux. (2008) Präsentation des Jubiläumsbandes und Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Jean Mondot am 30. Oktober 2007 im Warburg-Haus, Hamburg.
- N. F. Band 15** Reden zur Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität (2008) Hamburg an Prof. Dr. h. c. Dr. h. c. Manfred Lahnstein am 31. März 2008.
- N. F. Band 16** Zum Gedenken an Magdalene Schoch (1897–1987). Reden aus (2008) Anlass der Benennung des Hörsaals J im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Magdalene-Schoch-Hörsaal am 15. Juni 2006.
- N. F. Band 17** Zum Gedenken an Erwin Panofsky (1892–1968). Reden aus (2009) Anlass der Benennung des Hörsaals C im Hauptgebäude der Universität Hamburg in Erwin-Panofsky-Hörsaal am 20. Juni 2000.
- N. F. Band 18** 100 Jahre Hauptgebäude der Universität Hamburg. Reden der (2012) Festveranstaltung am 13. Mai 2011 und anlässlich der Benennung der Hörsäle H und K im Hauptgebäude der Universität nach dem Sozialökonom Eduard Heimann (1889–1967) und dem Juristen Albrecht Mendelssohn Bartholdy (1874–1936).
- N. F. Band 19** Auch an der Universität – Über den Beginn von Entrechtung (2014) und Vertreibung vor 80 Jahren. Reden der Zentralen Gedenkveranstaltung der Universität Hamburg im Rahmen der Reihe „Hamburg erinnert sich 2013“ am 8. April 2013.

Die Bände der *Neuen Folge* sind, soweit vorrätig, als Print-Ausgaben über den Buchhandel erhältlich oder bestellbar bei:

Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky,
 Von-Melle-Park 3, 20146 Hamburg,
 Telefon: (040) 42838-7146, Fax: (040) 42838-3352,
 E-Mail: order.hup@sub.uni-hamburg.de

Sie können auch als Online-Dokumente auf den Webseiten des Verlags kostenlos – sogenannter *open access* – gelesen und heruntergeladen werden.

<http://hup.sub.uni-hamburg.de/reihen/hamburger-universitaetsreden-neue-folge>

IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.
Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*):
http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_HUR19_Universitaet

ISBN 978-3-943423-13-6 (Print)

ISSN 0438-4822 (Print)

Gestaltung: Olga Sukhina, Johannes Kranz, UHH Abt. 2
Produktion der gedruckten Ausgabe:
Elbepartner, BuK! Breitschuh & Kock GmbH, Hamburg

© 2014 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und
Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Deutschland
<http://hup.sub.uni-hamburg.de>



Universität Hamburg

DER FORSCHUNG | DER LEHRE | DER BILDUNG